
HD WIDENER
HW SP17 0

Norden u. Norderney.
Verlag von Herm. Braams.

Die Nordsee.

Dichtungen von Heinrich Heine.

Nebst einem Anhang:
Heine als Dichter des Meeres.

Von
Karl Hessel.

Die Nordsee.

Meerdichtungen von Heinrich Heine.

Nebst einem Anhang:

Heinrich Heine als Dichter des Meeres.

Von

Karl Hessel.

Norden, 1893.
Verlag von Herm. Braams.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Inhalt.

Seite.

I. Aus den Liedern der „Heimkehr".

II. Die Nordsee. Erster Cyklus.

III. Die Nordsee. Zweiter Cyklus.

IV. Seraphine.

V. Aus verschiedenen Zeiten.

VI. Prosadichtungen.

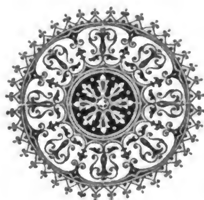
Anhang:

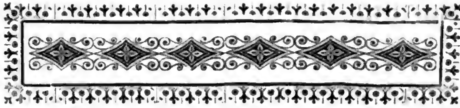
Heinrich Heine als Dichter des Meeres.

I.

Aus den Liedern der „Heimkehr“.

Kuxhafen 1823.





Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie sie schnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter! Sturmeswüten
Will das arme Schiff zerschellen —
Ach, wer zügelt diese Winde
Und die herrenlosen Wellen?

Kann's nicht hindern, daß es stürmet,
Daß da dröhnen Mast und Bretter,
Und ich hüll mich in den Mantel,
Um zu schlafen, wie die Götter.



Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh, mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.



Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort türmt es sich weiß in die Höh.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: Wär ich zu Haus!



Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schrein.

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar,
Es dunkelte gar zu sehr.



Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm zu mir, und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr;
Vertraust du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.



Der Mond ist aufgegangen
Und überstrahlt die Welln;
Ich halte mein Liebchen umfangen,
Und unsre Herzen schwelln.

Im Arm des holden Kindes
Ruh ich allein am Strand; —
Was horchst du beim Rauschen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

„Das ist kein Rauschen des Windes,
Das ist der Seejungfern Gesang,
Und meine Schwestern sind es,
Die einst das Meer verschlang.“



Auf den Wolken ruht der Mond,
Eine Riesenpomeranze,
Überstrahlt das graue Meer,
Breiten Streifs, mit goldnem Glanze.

Einsam wandl' ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen.

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen:
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanzt, und singt den Zauberreigen!

Nehmt mein Haupt in euren Schoß,
Leib und Seel sei hingegeben!
Singt mich tot, und herzt mich tot,
Küßt mir aus der Brust das Leben!



Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnisvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich, und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh; —
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich preß dich in meinen Armen
Und drücke dich mit Gewalt:
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt.“

Der Mond schaut immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh:
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!

„Es wird nicht trüber und nasser,
Mein Aug ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb.“

Die Möwen schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See:
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!“



Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine;
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen stumm und alleine.

Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
Die Möwe flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich sah sie fallen auf deine Hand
Und bin aufs Knie gesunken;
Ich hab von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

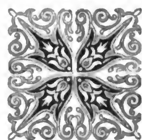


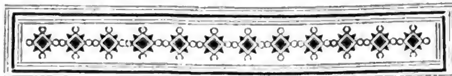
II.

Die Nordsee.

Erster Cyklus.

Norderney 1825.





1.

Krönung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß ich das strahlend rote Gold
Und webe draus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.
Von der flatternd blauseidnen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,

Schneid ich ein kostbar Stück
Und häng es dir als Krönungsmantel
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofstaat
Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich selber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rotem Sammetkissen,
Überreiche ich dir
Das bißchen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reich.



2.

Abenddämmerung.

Am blassen Meeresstrande
Saß ich gedankenbekümmert und einsam.
Die Sonne neigte sich tiefer und warf
Glürhote Streifen auf das Wasser,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Flut gedrängt,
Schäumten und rauschten näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war, als hört ich verschollne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Hausthür
Zum stillen Erzählen niederkauerten
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen;
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

3.

Sonnenuntergang.

Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Ehpaar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit

Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern;
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben

Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,
Trostlos unendliche Bahnen
Und können nicht sterben
Und schleppen mit sich
Ihr strahlendes Elend.

Ich aber, der Mensch,
Der niedriggepflanzte, der todbeglückte,
Ich klage nicht länger.



4.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer;
Und über dem Meer, platt auf dem Bauch,
Liegt der ungestaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n störriger Griesgram, der gut gelaunt wird,
Schwatzt er ins Wasser hinein
Und erzählt viel tolle Geschichten,
Riesenmärchen, totschlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwischen, weitschallend, lacht er und heult er
Beschwörungslieder der Edda,
Auch Runensprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder
Hoch aufspringen und jauchzen,
Übermut-berauscht.

Derweilen, am flachen Gestade,
Über den flutbefeuchteten Sand
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen.

Wo er hintritt,
Sprühen Funken und knistern die Muscheln;
Und er hüllt sich fest in den grauen Mantel
Und schreitet rasch durch die wehende Nacht; —
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich schimmert
Aus einsamer Fischerhütte.

Vater und Bruder sind auf der See,
Und mutterseelallein blieb dort
In der Hütte die Fischertochter,
Die wunderschöne Fischertochter.
Am Herde sitzt sie
Und horcht auf des Wasserkessels
Ahnungssüßes, heimliches Summen
Und schüttet knisterndes Reisig ins Feuer
Und bläst hinein,
Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür springt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling.
Liebesicher ruht sein Auge
Auf dem weißen, schlanken Mädchen,
Das schauernd vor ihm steht,
Gleich einer erschrockenen Lilie;
Und er wirft den Mantel zur Erde
Und lacht und spricht:

„Siehst du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen
Und die Töchter der Menschen umarmten
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeschlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und, ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen war's kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten."



5.

Poseidon.

Die Sonnenlichter spielten
Über das weithinrollende Meer;
Fern auf der Reede glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimat tragen sollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich saß noch ruhig auf weißer Düne
Am einsamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laertes in Irrfahrt und Drangsal,
Setzt' sich mit ihm, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,
Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,

Folgte ihm nach in kimmerische Nacht
Und in Sturm und Schiffbruch
Und duldet' mit ihm unsägliches Elend.

Seufzend sprach ich: Du böser Poseidon,
Dein Zorn ist furchtbar,
Und mir selber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum sprach ich die Worte,
Da schäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen stieg
Das schilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhnisch rief er:

„Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im g'ringsten gefährden
Dein armes Schiffchen
Und nicht dein liebes Leben beängst'gen
Mit allzu bedenklichem Schaukeln.
Denn du, Poetlein, hast nie mich erzürnt,
Du hast mir kein einziges Türmchen verletzt
An Priamos heiliger Feste,
Kein einziges Härchen hast du versengt
Am Aug meines Sohns Polyphemos,
Und dich hat niemals ratend beschützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene."

Also rief Poseidon
Und tauchte zurück ins Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.



6.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Flut,
Und ich saß am Strand und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Brust schwoll auf wie das Meer,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt
Und überall mich ruft,
Überall, überall,
Im *Sausen des Windes,* im Brausen des Meers,
Und im *Seufzen* der eigenen Brust.

Mit leichtem Rohr schrieb ich in den Sand:
„Agnes, ich liebe dich!“
Doch böse Wellen ergossen sich
Über das süße Bekenntnis
Und löschten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern,
Reiß ich die höchste Tanne

Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!“

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsende Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!“



7.

Nachts in der Kajüte.

Das Meer hat seine Perlen,
Der Himmel hat seine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat seine Liebe.

Groß ist das Meer und der Himmel,
Doch größer ist mein Herz,
Und schöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und strahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die schönen Sterne blinken,
Möcht ich pressen meine Lippen,
Pressen wild und stürmisch weinen.

Jene Sterne sind die Augen
Meiner Liebsten, tausendfältig
Schimmern sie und grüßen freundlich
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bitte, und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beseligt meine Seele,
Laßt mich sterben und erwerben
Euch und euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben
Fallen zitternd goldne Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt sich liebeweit und weiter.

O, ihr Himmelsaugen droben!
Weint euch aus in meine Seele,
Daß von lichten Sternenthränen
Überfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen
Und von träumenden Gedanken,
Lieg ich still in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die offne Luke schau ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, süßen Augen
Meiner süßen Vielgeliebten.

Die geliebten, süßen Augen
Wachen über meinem Haupte,
Und sie blinken, und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau ich selig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelschleier
Mir verhüllt die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen;
Sie rauschen und murmeln
Mir heimlich ins Ohr:
„Bethörter Geselle!
Dein Arm ist kurz, und der Himmel ist weit,
Und die Sterne droben sind festgenagelt
Mit goldnen Nägeln —
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beste wäre, du schliefest ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee,
Und unterm weißen Schnee lag ich begraben
Und schlief den einsam kalten Todesschlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel
schauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die süßen Augen! und sie glänzten sieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.



8.

Sturm.

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Welln, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflein erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgähnende Flutabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegenen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel
Und lechzt voll Fraßbegier nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,

Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schlößlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.



9.

Meeresstille.

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bei dem Steuer liegt der Bootsmann
Auf dem Bauch und schnarchet leise.
Bei dem Mastbaum, segelflickend,
Kauert der beteerte Schiffsjung.

Hinterm Schmutze seiner Wangen
Sprüht es rot, wehmütig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schaun die großen, schönen Augen.

Denn der Kapitän steht vor ihm,
Tobt und flucht und schilt ihn: „Spitzbub,
Spitzbub! einen Hering hast du
Aus der Tonne mir gestohlen!“

Meeresstille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fischlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätschert lustig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möwe aus den Lüften
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel,
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.



10.

Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen

Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz —
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und thäten wieder bluten —
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,

Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Versteckst du dich vor mir
Aus kindischer Laune
Und konntest nicht mehr herauf
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhunderte lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene, du Endlichgefundene —
Ich hab dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?“



11.

Reinigung.

Bleib du in deiner Meerestiefe,
Wahnsinniger Traum,
Der du einst so manche Nacht
Mein Herz mit falschem Glück gequält hast
Und jetzt als Seegespenst
Sogar am hellen Tag mich bedrohest —
Bleib du dort unten in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heuchelei,
Die mir so lang die Seele umwunden,
Die kranke Seele,
Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unselige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und schwelln!
Über die stillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreite Seele.



12.

Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt:
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne;
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer.

Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,

An Rosenbändern, das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgetürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende;
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesu Christ!"

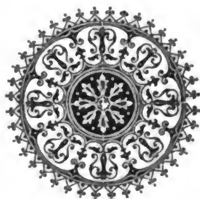


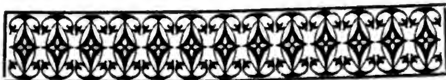
III.

Die Nordsee.

Zweiter Cyklus.

Norderney 1826.





Motto: Xenophons Anabasis IV, 7.

I.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,

Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
„Thalatta! Thalatta!“

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser.
Wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst,
Dort unten im klaren Krystallhaus.

O, wie hab ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel,
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlaß ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,

Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, siegenden Augen
Schossen sie brennende Pfeile;
Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten;
Mit Keilschriftbillets zerschlugen sie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile zischten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis ans Meer —
Und frei aufatmend begrüß ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer:
Thalatta! Thalatta!



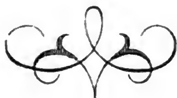
2.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl,
Rasch aufleuchtend und rasch verschwindend,
Wie ein Witz aus dem Haupte Kronions.
Über das wüste, wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weißen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängstlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, lustiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den schlimmsten Tanz!
Äolus schickt ihm die flinksten Gesellen,
Die wild aufspielen zum fröhlichen Reigen;

Der eine pfeift, der andre bläst,
Der dritte streicht den dumpfen Brummbaß —
Und der schwankende Seemann steht am Steuer
Und schaut beständig nach der Bussole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
„O, rette mich, Kastor, reisiger Held,
Und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!“



3.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebeleimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweilges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinnrungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor.

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Cypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;

Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht
Von dem flechtengekrönten Haupt sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeistrungsflammen
Und stand, und taumelte, feuerberauscht —
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen
Hauchten Worte, süß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Rose —
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

4.

Untergang der Sonne.

Die schöne Sonne
Ist ruhig hinabgestiegen ins Meer;
Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt.

„Wie schön ist die Sonne!“
So sprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte;
Und scherzend halb und halb wehmütig

Versichert' er mir, die Sonne sei
Eine schöne Frau, die den alten Meergott
Aus Konvenienz geheiratet;
Des Tages über wandle sie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt
Und diamantenblitzend
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, trostlos gezwungen,
Kehre sie wieder zurück
In das nasse Haus, in die öden Arme
Des greisen Gemahls.

„Glaub mir's," — setzte hinzu der Freund,
Und lachte und seufzte und lachte wieder —
„Die führen dort unten die zärtlichste Ehe!
Entweder sie schlafen, oder sie zanken sich,
Daß hoch aufbraust hier oben das Meer
Und der Schiffer im Wellengeräusch es hört,
Wie der Alte sein Weib ausschilt:
Runde Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühst du für andre,
Und nachts, für mich, bist du frostig und müde!
Nach solcher Gardinenpredigt,

Versteht sich! bricht dann aus in Thränen
Die stolze Sonne und klagt ihr Elend
Und klagt so jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett springt
Und schnell nach der Meeresfläche herauf-
schwimmt,
Um Luft und Besinnung zu schöpfen.
So sah ich ihn selbst verflossene Nacht
Bis an die Brust dem Meer enttauchen:
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell
Und eine lilienweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Gesicht."



5.

Der Gesang der Okeaniden.

Abendlich blasser wird es am Meer,
Und einsam, mit seiner einsamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand
Und schaut todkalten Blickes hinauf
Nach der weiten, todkalten Himmelswölbung,
Und schaut auf das weite, wogende Meer —
Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler, ziehn seine Seufzer
Und kehren zurück, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten.
Und er stöhnt so laut, daß die weißen Möwen,
Aufgescheucht aus den sandigen Nestern,
Ihn herdenweis umflattern,
Und er spricht zu ihnen die lachenden Worte:

„Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weißen Flügeln, meerüberflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewasser saufende
Und thranigtes Robbenfleisch fressende,

Eur Leben ist bitter wie eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koste nur Süßes!
Ich koste den süßen Duft der Rose,
Der Mondschein-gefütterten Nachtigallbraut!
Ich koste noch süßeres Zuckerbackwerk,
Gefüllt mit geschlagener Sahne;
Und das Allersüßeste kost ich,
Süße Liebe und süßes Geliebtsein.

Sie liebt mich! sie liebt mich, die holde Jungfrau!
Jetzt steht sie daheim am Erker des Hauses
Und schaut in die Dämmrung hinaus auf die Landstraß
Und horcht und sehnt sich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens späht sie umher, und sie seufzet,
Und seufzend steigt sie hinab in den Garten
Und wandelt in Duft und Mondschein
Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen,
Wie ich, der Geliebte, so lieblich bin
Und so liebenswürdig — wahrhaftig!

Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum
Umgaukelt sie selig mein teures Bild,
Sogar des Morgens beim Frühstück
Auf dem glänzenden Butterbrote

Sieht sie mein lächelndes Antlitz,
Und sie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!“

Also prahlt er und prahlt er,
Und zwischendrein schrillen die Möwen,
Wie kaltes, ironisches Kichern.
Die Dämmrungsnebel steigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond!
Hoch aufrauschen die Meereswogen,
Und tief aus hoch aufrauschendem Meer,
Wehmütig wie flüsternder Windzug,
Tönt der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Vor allem vernehmbar die liebliche Stimme
Der silberfüßigen Peleus-Gattin,
Und sie seufzen und singen:

„O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet sind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und, ach! dein Herz, Nioben gleich,
Versteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,

Und du prahlst vor Schmerzen!
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Halsstarrig bist du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmlisches Feuer
Den Göttern stahl und den Menschen gab,
Und Geier-gequälet, Felsen-gefesselt,
Olymp-auf trotzte und trotzte und stöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer
Und zu ihm kamen mit Trostgesang.
O Thor, du Thor, du prahlender Thor!
Du aber bist ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrtest die Götter
Und trügest geduldig die Last des Elends
Und trügest geduldig so lange, so lange,
Bis Atlas selbst die Geduld verliert
Und die schwere Welt von den Schultern ab-
wirft
In die ewige Nacht."

So scholl der Gesang der Okeaniden,
Der schönen, mitleidigen Wasserfraun,
Bis lautere Wogen ihn überrauschten —
Hinter die Wolken zog sich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich saß noch lange im Dunkeln und weinte.



6.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblaun, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das sind keine Wolken!
Das sind sie selber, die Götter von Hellas,
Die einst so freudig die Welt beherrschten,
Doch jetzt, verdrängt und verstorben,
Als ungeheure Gespenster dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend und seltsam geblendet, betracht ich
Das luftige Pantheon,
Die feierlich stummen, graunhaft bewegten
Riesengestalten.

Der dort ist Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß sind die Locken des Haupts,
Die berühmten, Olympos-erschütternden Locken;
Er hält in der Hand den erloschenen Blitz,
In seinem Antlitz liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren bessere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmlisch ergötztest
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einst selber den greisen Vater
Und deine Titanen-Öhme verdrängt hast,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn ich, stolze Juno!
Trotz all deiner eifersüchtigen Angst
Hat doch eine andre das Zepter gewonnen,
Und du bist nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug ist erstarrt,
Und deine Lilienarme sind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottessohn.
Auch dich erkenn ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konntest du nicht
Abwehren das Götterverderben?

Auch dich erkenn ich, auch dich, Aphrodite,
Einst die goldene! jetzt die silberne!
Zwar schmückt dich noch immer des Gürtels
Liebreiz,
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich stürbe vor Angst —
Als Leichengöttin erscheinst du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe blickt nach dir
Dort der schreckliche Ares.
Es schaut so traurig Phöbus Apollo,
Der Jüngling. Es schweigt seine Leir,
Die so freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger schaut Hephaistos.
Und wahrlich! der Hinkende, nimmermehr
Fällt er Heben ins Amt
Und schenkt geschäftig in der Versammlung
Den lieblichen Nektar. — Und längst ist er-
loschen
Das unauslöschliche Göttergelächter.

Ich hab euch niemals geliebt, ihr Götter!
Denn widerwärtig sind mir die Griechen,
Und gar die Römer sind mir verhaßt.
Doch heilges Erbarmen und schauriges Mitleid

Durchströmt mein Herz,
Wenn ich euch jetzt da droben schaue,
Verlassene Götter,
Tote, nachtwandelnde Schatten,
Nebelschwache, die der Wind verscheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter sind, die euch besiegten,
Die neuen, herrschenden, tristen Götter,
Die schadenfrohen im Schafspelz der Demut —
O, da faßt mich ein düsterer Groll,
Und brechen möcht ich die neuen Tempel
Und kämpfen für euch, ihr alten Götter,
Für euch und eur gutes ambrosisches Recht,
Und vor euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht ich selber knieen und beten
Und flehend die Arme erheben —

Denn immerhin, ihr alten Götter,
Habt ihrs auch ehmals in Kämpfen der Menschen
Stets mit der Partei der Sieger gehalten,
So ist doch der Mensch großmütger als ihr,
Und in Götterkämpfen halt ich es jetzt
Mit der Partei der besiegten Götter.

* * *

Also sprach ich, und sichtbar erröteten
Droben die blassen Wolkengestalten
Und schauten mich an wie Sterbende,
Schmerzenverklärt, und schwanden plötzlich;
Der Mond verbarg sich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hoch aufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.



7.

Fragen.

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O, löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ewges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.



8.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten,
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn! sie liebt ihn!
Sie trägt sein Bildnis im kleinen Herzen
Und trägt es süß und heimlich verborgen
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!“

* * *

An den Mastbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck
Stand ich und hört ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen,

Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwänenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Über mir in dem ewigen Blau
Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll im Meer sich bespiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eigenes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! sie liebt ihn!



9.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-besungene Nachtigallbraut!
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte; —
Du bist wie die Ros im Ratskeller zu Bremen;

Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe; —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden —
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heilgen Stückfässer,
Schweigend predgen und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender,
Denn all die stolzen Leviten des Tempels

Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —
Hab ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf ans Tageslicht
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.



10.

Epilog.

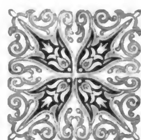
Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachsen und wogen im Menschengeist
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie lustig dazwischenblühende
Rot und blaue Blumen.

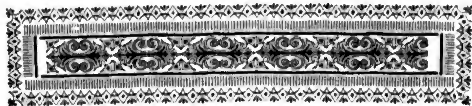
Rot und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wanderer,
Den eur Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt,
Als Pfeifen und Geigen.



IV.

Seraphine.





Wandl ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannendunkel bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör?
Oder gehst du, Liebste, wirklich
Weinend neben mir einher?



An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken,
Und es flüstert aus den Wogen:

„Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er gar verliebet?
Denn er schaut so trüb und heiter,
Heiter und zugleich betrübet."

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
„Jener ist verliebt und närrisch
Und noch obendrein ein Dichter."



Das ist eine weiße Möwe,
Die ich dort flattern seh
Wohl über die dunklen Fluten;
Der Mond steht hoch in der Höh.

Der Haifisch und der Roche,
Die schnappen hervor aus der See,
Es hebt sich, es senkt sich die Möwe;
Der Mond steht hoch in der Höh.

O, liebe flüchtige Seele,
Dir ist so bang und weh!
Zu nah ist dir das Wasser,
Der Mond steht hoch in der Höh.



Daß du mich liebst, das wußt ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging ans Meer und weinte
Beim Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.



Wie neubegierig die Möwe
Nach uns herüberblickt,
Weil ich an deine Lippen
So fest mein Ohr gedrückt!

Sie möchte gerne wissen,
Was deinem Mund entquillt,
Ob du mein Ohr mit Küssen
Oder mit Worten gefüllt.

Wenn ich nur selber wüßte,
Was mir in die Seele zischt!
Die Worte und die Küsse
Sind wunderbar vermischt.



Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu
Und wie ein Reh geschwinde;
Sie kletterte von Klipp zu Klipp,
Ihr Haar, das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab ich sie erreichet,
Da hab ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch
Und auch so himmelselig;
Tief unter uns ins dunkle Meer
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns ins dunkle Meer
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüber hin
Mit ungestümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt
Nicht tot in jenen Fluten;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluten.



Graue Nacht liegt auf dem Meere,
Und die kleinen Sterne glimmen.
Manchmal tönen in dem Wasser
Lange hingezogne Stimmen.

Dorten spielt der alte Nordwind
Mit den blanken Meereswellen,
Die wie Orgelpfeifen hüpfen,
Die wie Orgelpfeifen schwellen.

Heidnisch halb und halb auch kirchlich
Klingen diese Melodeien,
Steigen mutig in die Höhe,
Daß sich drob die Sterne freuen.

Und die Sterne, immer größer,
Glühen auf mit Lustgewimmel,
Und am Ende groß wie Sonnen
Schweifen sie umher am Himmel.

Zur Musik, die unten tönet,
Wirbeln sie die tollsten Weisen;
Sonnen-Nachtigallen sind es,
Die dort oben strahlend kreisen.

Und das braust und schmettert mächtig,
Meer und Himmel hör ich singen,
Und ich fühle Riesenwollust
Stürmisch in mein Herze dringen.

Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar!
Glaubst du, Närrin, alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?

Was wir lieblich fest besessen,
Schwindet hin, wie Träumerein,
Und die Herzen, die vergessen,
Und die Augen schlafen ein.



Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang:
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück:
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.



Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer;
Du weißt, wie sehr ich traurig bin,
Und kränkst mich doch so schwer.

Dein Herz ist treulos wie der Wind
Und flattert hin und her;
Mit schwarzen Segeln segelt mein Schiff
Wohl über das wilde Meer.



Wie schändlich du gehandelt,
Ich hab es den Menschen verhehlet
Und bin hinausgefahren aufs Meer
Und hab es den Fischen erzählet.

Ich laß dir den guten Namen
Nur auf dem festen Lande,
Aber im ganzen Ozean
Weiß man von deiner Schande.



Es ziehen die brausenden Wellen
Wohl nach dem Strand;
Sie schwellen und zerschellen
Wohl auf dem Sand.

Sie kommen groß und kräftig
Ohn Unterlaß;
Sie werden endlich heftig —
Was hilft uns das?



Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möven schrein,
Die Wellen die wandern und schäumen.

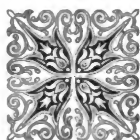
Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.



Das Meer erstrahlt im Sonnenschein,
Als ob es golden wär.
Ihr Brüder, wenn ich sterbe,
Versenkt mich in das Meer!

Hab immer das Meer so lieb gehabt,
Es hat mit sanfter Flut
So oft mein Herz gekühlet;
Wir waren einander gut.

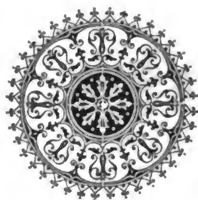


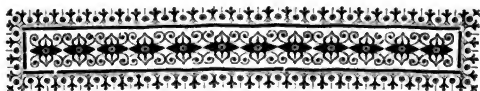


V.

Aus verschiedenen Zeiten.







Mein Liebchen, wir saßen beisammen
Traulich im leichten Kahn,
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmrig im Mondenglanz,
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt' es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.



Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leise;
Mir wird das Herz so bang und schwer:
Ich denk der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt
Von den verlornen Städten,
Wo aus dem Meeresgrunde klingt
Glockengeläut und Beten. —

Das Läuten und das Beten, wißt,
Wird nicht den Städten frommen,
Denn was einmal begraben ist,
Das kann nicht wiederkommen.



Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der süßen Trost herniederlacht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!

Gleichwie das Meer dem Mond entgegen-
schwillt,
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!



Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.



Es glänzt so schön die sinkende Sonne,
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendrot und deine Augen,
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendrot bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.



Die Nixen.

Am einsamen Strande plätschert die Flut,
Der Mond ist aufgegangen;
Auf weißer Düne der Ritter ruht,
Von bunten Träumen befangen.

Die schönen Nixen, im Schleiergewand,
Entsteigen der Meerestiefe.
Sie nahen sich leise dem jungen Fant,
Sie glaubten wahrhaftig, er schliefe.

Die eine betastet mit Neubegier
Die Federn auf seinem Barette,
Die andre nestelt am Bandelier
Und an der Waffenkette.

Die dritte lacht, und ihr Auge blitzt,
Sie zieht das Schwert aus der Scheide,
Und auf dem blanken Schwert gestützt,
Beschaut sie den Ritter mit Freude.

Die vierte tänzelt wohl hin und her
Und flüstert aus tiefem Gemüte:
„O, daß ich doch dein Liebchen wär,
Du holde Menschenblüte!“

Die fünfte küßt des Ritters Händ,
Mit Sehnsucht und Verlangen;
Die sechste zögert und küßt am End
Die Lippen und die Wangen.

Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen:
Er läßt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen.



König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schoß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor,
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,
Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Flut,
Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Läßt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.



Childe Harold.

Eine starke schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin,
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Toter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingts, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.



Gut Nacht.

(Übersetzung aus Lord Byrons Childe Harold.)

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimat dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möwe fort.
Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn, und du,
Mein Vaterland — gut Nacht!

Aufs neu steigt bald die Sonn heran,
Gebärend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß ich dann,
Doch meine Heimat nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,
Mein Herd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürchtst du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?

Wisch nur vom Aug die Thräne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Kaum fliegt der beste Falk so schnell,
Wie unser Schifflein fliegt.

„Laß brausen Flut, laß heulen Wind,
Mich schreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe, viel andre Ding es sind,
Weshalb ich schlimmgemut.
Denn ich verließ den Vater mein
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund, als du allein,
Und der dort oben schaut.

Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr.“ --
Still, still, mein Bub, dich zieret hold
Im Auge solche Thrän,
Hätt ich dein schuldlos Herz, man sollt
Auch meins nicht trocken sehn.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürchtst du, der Franzmann käm heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?

„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib,
Wird bleich des Treuen Wang!

Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?“
Still, still, mein wackrer Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art und kann
Entfliehn, als seis ein Scherz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Buhlertroß
Wird trocknen jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß.
Mich quälet kein Erinnrung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt.

Und nun schwimm ich auf weitem Meer,
Bin einsam in der Welt: —
Sollt ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Thränlein fällt?

Mein Hund heult nur, bis neue Speis
Ein neuer Herr ihm reicht;
Kehr ich zurück und nah ihm leis —
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag mich, nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus!
Sei mir willkommen, Meer und Luft,
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen, Wald und Kluft!
Mein Vaterland — gut Nacht!



Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

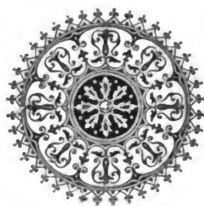
Werd ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

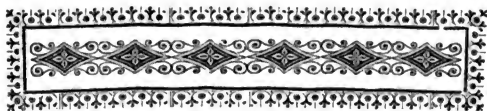
Immerhin! mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.



VI.

Prosadichtungen.





Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelsen, gleich einem schönen weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Guitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinabsteigen, so akkompagniert sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, daß ich wär das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —“

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde. — Als er am selben Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.



Norderney.

1826.

Es geht ein starker Nordostwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beschwören wissen; wie es denn überhaupt auf allen nordischen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Insel stehe unter der geheimen Herrschaft ganz besonderer Hexen, und dem bösen Willen derselben sei es zuzuschreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unseres Schiffes, die Hexen wären besonders mächtig auf der Insel Wight und suchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Insel selbst zu treiben. In solchen Fällen höre man diese Hexen so laut durch die Luft

sausen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerstehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann sei, antwortete der Erzähler sehr ernsthaft: „Das ist der gute, unsichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall selbst nachsieht und sowohl für die Ordnung, wie für die gute Fahrt sorgt.“ Der wackere Steuermann versicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn selber sehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch besser nachstaue, daher das Knarren der Fässer und Kisten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unserer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermanne, der dadurch gemahnt werde, eine schadhafte Stelle ungesäumt auszubessern; am liebsten aber setze er sich auf das Bramsegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder sich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht sehen könne, erhielt ich zur Antwort: nein, man sähe ihn nicht, auch wünsche keiner ihn zu sehen, da er sich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr

vorhanden sei. Einen solchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht selbst erlebt, aber von andern wollte er wissen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramsegel herab mit den Geistern sprechen, die ihm unterthan sind; doch wenn der Sturm zu stark und das Scheitern unvermeidlich würde, setze er sich auf das Steuer, zeige sich da zum erstenmal und verschwinde, indem er das Steuer zerbräche — diejenigen aber, die ihn in diesem furchtbaren Augenblick sähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffskapitän, der dieser Erzählung mit zugehört hatte, lächelte so fein, wie ich seinem rauhen, wind- und wetterdienenden Gesichte nicht zugetraut hätte, und nachher versicherte er mir, vor fünfzig und gar vor hundert Jahren sei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann so stark gewesen, daß man bei Tische immer auch ein Gedeck für denselben aufgelegt, und von jeder Speise etwa das Beste auf seinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geschähe das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke solcher seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Ge-

schichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht, und der zuweilen ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressiert sind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fischerknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauscht hatte und nachher mit seiner Geige die ganze Welt durchzog und alle Menschen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorspielte. Diese Sage erzählte mir einst ein lieber Freund, als wir im Konzerte zu Berlin solch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelssohn-Bartholdy, spielen hörten.

Einen eigentümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Insel. Das Wetter muß aber schön sein, die Wolken müssen sich ungewöhnlich gestalten, und man muß rücklings auf dem Verdecke liegen und in den Himmel sehen und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie

süße Ahnung in der Seele wiederklingen — „Evelina!" Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man sich alle Tage wiedersehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meere etwas Unheimliches; man will sich dann einbilden, die besten Freunde, die wir seit Jahren nicht gesehen, führen schweigend vorbei, und man verlöre sie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir sogar zu Mute, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwimmen und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwinden wieder — „Evelina!"

Man sagt, unfern dieser Insel, wo jetzt nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden, das Meer habe sie plötzlich alle überschwemmt, und bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchtürme, und

mancher habe dort in der Sonntagsfrühe sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geschichte ist wahr; denn das Meer ist meine Seele —

„Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn."
(W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Gesang heiliger Stimmen — „Evelina!"

Geht man am Strande spazieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht und dieses wie von einer riesigen Glorie umstrahlt wird.

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen

beibringen, aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen schon seit undenklichen Zeiten Rehböcke geschossen haben, so findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und soll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen losdrücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß nach abgesteckter Mensur es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüstet es jetzt solche Jäger, wieder einen Menschen zu jagen, so müssen sie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen sah. Der arme Mensch hatte sich schon in der schwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannövrische Junker, die dort Humaniora studierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Mensch lief, und er war todblaß und trug eine rote Jacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die

wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufe zuweilen den gehetzten, keuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möwen, die gar zu sicher umherflatterten und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in acht zu nehmen: aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möwe tot zu schießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Möwchen geworden, die noch unbefiedert im Sandneste der großen Düne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Mute, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Krystallkuppel —

ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein und dennoch dehnt sich meine Seele so welten-weit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgibt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet strebte immer höher als die gotischen Pfeiler und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben mir beim ersten Anblick die kolossalen Felsen in ihren kühnen Gruppierungen ziemlich imponiert; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmassen wurden in meinen Augen allmählich kleiner, und am Ende er-schienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerschlagenen Riesenpalastes, worin sich mein Seele vielleicht komfortabel befunden hätte.



Der fliegende Holländer.

Es war ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erstenmal die Stadt Hamburg verlassen. Noch sehe ich, wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die beteerten Schiffsbäuche spielen, und ich höre noch das heitre, langhingesungene Hoiho der Matrosen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichste Ähnlichkeit mit dem Gemüt eines Jünglings, der zum erstenmal in die Welt geht, sich zum erstenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch sind alle seine Gedanken buntbewimpelt, Übermut schwellt alle Segel seiner Wünsche, hoiho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen

oder strandet auf seicht prosaischem Sand — oder vielleicht morsch und gebrochen, mit gekapptem Mast, ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen und vermodert dort, abgetakelt, kläglich, als ein elendes Wrack!

Aber es gibt auch Menschen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles Feuer in der Brust, und sie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Rauchflagge flattert wie der schwarze Federbusch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in die Wellenrippen stacheln, und das widerspenstisch schäumende Element muß ihrem Willen gehorchen wie ein Roß — aber sehr oft platzt der Kessel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff setzen, welches von Hamburg nach Amsterdam fährt. Es war ein schwedisches Fahrzeug, hatte außer dem Helden dieser Blätter auch Eisenbarren geladen und sollte wahrscheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfische nach Hamburg oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe sind wunderlieblich, besonders hinter Altona, bei Rainville. Unfern liegt Klopstock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein toter Dichter so gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, ist schon weit schwerer Wie oft hab ich dein Grab besucht, Sänger des Messias, der du so rührend wahr die Leiden Jesu besungen! Du hast aber auch lang genug auf der Königstraße hinter dem Jungfernstieg gewohnt, um zu wissen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Kuxhafen, welches eine hamburgische Kolonie. Die Einwohner sind Unterthanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzuheißen Sommertagen schickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonsul residiert dort ein hoch- oder wohlweiser Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es ist dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vorteil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad ist. Ein großer Damm, worauf man spazieren gehen kann, führt nach

Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Kuxhafen gehört. Das Wort kommt aus dem Phönizischen; die Worte „Ritze“ und „Büttel“ heißen auf phönizisch: „Mündung der Elbe.“ Manche Historiker behaupten, Karl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derselben Zeit, als Sodom und Gomorrha zu Grunde gingen. Vielleicht haben sich Flüchtlinge aus diesen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwischen der Fuhlentwiete und der Kaffamacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birsa X. geschlagen worden. Nach meiner Meinung ist Hamburg das alte Tharsis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nämlich der König von Juda und Israel, hatte immer eine besondere Liebhaberei für Gold und Affen.

Unvergeßlich bleibt mir diese erste Seereise. Meine alte Großmuhme hatte mir so viele Wassermärchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtnis aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke sitzen

und an die alten Geschichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloß, dann sah ich sie wieder leibhaftig vor mir sitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und hastig bewegte sie wieder die Lippen und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen gesehen, die auf weißen Klippen sitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte sie nur singen hören.

Wie angestrengt ich auch manchmal in die klare See hinabschaute, so konnte ich doch nicht die versunkenen Städte sehen, worin die Menschen, in allerlei Fischgestalten verwünscht, ein tiefes, wundertiefes Wasserleben führen. Es heißt, die Lachse und alte Rochen sitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenster und fächern sich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfische in Ratsherrentracht vorbeischwimmen, wo junge Modeheringe nach ihnen hinauflorgnieren, und wo Krabben, Hummer und sonstig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht so tief hinabsehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht sah ich mal ein großes Schiff mit ausgespannten blutroten Segeln vorbeifahren, daß es aussah wie ein dunkler Riese in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amsterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, sah ich ihn leibhaftig selbst, den grauenhaften Mynheer, und zwar auf der Bühne.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist euch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann und jetzt schon seit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, so kommen einige von der unheimlichen Mannschaft in einem Boote herangefahren und bitten, ein Paket Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Mastbaum festnageln, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Briefe sind immer an Menschen adressiert, die man gar nicht kennt, oder die längst verstorben, so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urgroßmutter gerichtet ist, die schon seit hundert

Jahr im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes grauenhafte Schiff führt seinen Namen von seinem Kapitän, einem Holländer, der einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigsten Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meere herumirren, es sei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde. Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weibertreue und erlaubte daher dem verwünschten Kapitän, alle sieben Jahr einmal ans Land zu steigen und zu heiraten und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begibt sich dann wieder an Bord.

Auf diese Fabel gründete sich das Stück, das ich im Theater zu Amsterdam gesehen. Es sind wieder sieben Jahr verflossen, der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt ans Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem

er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise, und wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel wird abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten; das Mädchen erwartet den Bräutigam zagen Herzens. Sie schaut oft mit Wehmut nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch-niederländischer Tracht darstellt; es ist ein altes Erbstück, und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Konterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familie sich vor dem Originale hüten sollten. Eben deshalb hat das Mädchen von Kind auf sich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch jener ist betroffen bei dem Anblick des Porträts. Als man ihm bedeutet, wen es vorstelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von sich fern zu halten;

er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Ozeans; jedoch unwillkürlich in einen wehmütigen Ton übergehend, schildert er, wie Mynheer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts anders sei als ein Sarg von Fleisch, worin seine Seele sich langweilt, wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist; gleich einer leeren Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen, so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin- und her geschleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; sein Schmerz sei tief wie das Meer, worauf er herumschwimmt, sein Schiff sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube, dieses waren ungefähr die Worte, womit der Bräutigam schließt. Die Braut betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Konterfei. Es ist, als ob sie sein Geheimnis erraten habe, und wenn er nachher fragt: Katharina, willst du mir treu sein? antwortet sie entschlossen: Treu bis in den Tod.

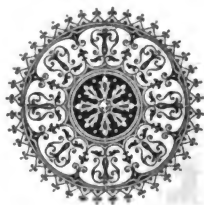
— — — — — — — — — — —

— — Als ich ins Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Szene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck seines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu schauen ist. Er liebt sie und will sie verlassen, um sie nicht ins Verderben zu ziehen, und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet. Sie aber ruft mit lauter Stimme: Ich war dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß ein sicheres Mittel, wodurch ich dir meine Treue erhalte bis in den Tod!

Bei diesen Worten stürzt sich das treue Weib ins Meer, und nun ist auch die Verwünschung des fliegenden Holländers zu Ende, er ist erlöst, und wir sehen, wie das gespenstische Schiff in den Abgrund des Meeres versinkt.

Die Moral des Stückes ist für die Frauen, daß sie sich in acht nehmen müssen, keinen fliegenden Holländer zu heiraten; und wir Männer ersehen aus diesem Stücke, wie wir durch die Weiber im günstigsten Falle zu Grunde gehn.





Heinrich Heine

als Dichter des Meeres.

Von Karl Hessel.

Heinrich Heine hat in einem Briefe sich selbst scherzhaft den Hofdichter der Nordsee genannt, und diesen Ruhmestitel hat ihm auch bis heute noch kein deutscher Dichter streitig gemacht. Unser deutsches Land, das nur im Norden vom Meere bespült wird, lockt nicht wie andere Länder, wie vor allem England, seine Bewohner ans Meergestade, und so suchen auch die deutschen Dichter nicht leicht dort ihre Stoffe. So ist es von jeher gewesen. Im Mittelalter weht höchstens durch die Blätter des Gudrunliedes Meergeruch. Von unsern klassischen Dichtern kannte nur Goethe das Meer und der auch nicht das deutsche Meer. Er hat sich mit dem Gedanken getragen, in der Nausikaa das Leben des griechischen Meeres

und der dortigen Inselwelt vielseitig dichterisch zu gestalten, aber der Gedanke ist nicht ausgeführt worden; Schiller hat aus freischaffender Phantasie heraus im „Taucher“ und in „Hero und Leander“ versucht, die Erhabenheit und das Geheimnisvolle des Meeres zu schildern. Unter den neueren Lyrikern ist es vorzugsweise Geibel, dem wir einige Meerschilderungen verdanken, aber diese können sich nicht entfernt messen mit dem, was Heine in dieser Hinsicht geleistet hat. Schon dem äußern Umfange nach, aber auch an innerem Werte stehen Heines Meergedichte bis jetzt in unserer Litteratur unerreicht da. Diese Betrachtung rechtfertigt das Unternehmen, in vorliegendem Büchlein Heines Meerpoesien zu sammeln, um sie denen darzubieten, die am Strande des deutschen Meeres Erfrischung suchen. Weil aber diesem subjektivsten unserer Dichter das Meer in seinen wechselnden Gestaltungen nur dann in Poesie sich umsetzte, wenn seine Seele meerartig bewegt war, durch starke Leidenschaften bewegt, so sind Heines Meerschilderungen sämtlich subjektiv, nicht ruhige Betrachtung und Schilderung, sondern untermischt mit Darstellung seines eigenen Gemütszustandes. Wir kommen dar-

um zum vollen Genuß seiner Meerlieder erst dann, wenn wir Verständnis gewonnen haben für die Seelenzustände, denen diese Lieder entquollen sind. So ist dieser erläuternde Aufsatz nicht überflüssig, er verfolgt den Zweck, den äußern Rahmen herzustellen, der die dichterischen Gemälde umschließen und sie plastisch herausheben soll.

Das früheste Gedicht, in dem Heine uns auf das Meer führt, findet sich im „lyrischen Intermezzo" des Buches der Lieder, ein wunderbar zart gemaltes, traumhaftes Stimmungsbild: „Mein Liebchen, wir saßen beisammen Traulich im leichten Kahn" (S. 85 unserer Sammlung), eine Allegorie der hoffnungslosen Liebe, wie sie einfacher und packender nicht gedacht werden kann. Gedruckt ist dies Lied bereits 1823. Erst im Spätsommer desselben Jahres lernte der 25 jährige Dichter das Meer aus eigener Anschauung kennen: er verweilte sechs Wochen lang im Seebade Kuxhafen an der Elbmündung. Ein verunglückter Ausflug nach Helgoland, wo das Schiff in furchtbarem Unwetter eine ganze Nacht auf der Nordsee umhertrieb, gab ihm Anlaß zu drei je dreistrophigen Liedern, die alle den Seesturm schildern. Zwei davon stehen

im Buche der Lieder: „Der Wind zieht seine Hosen an“ und: „Der Sturm spielt auf zum Tanze“, während das dritte: „Eingehüllt in graue Wolken“ nicht in das Liederbuch aufgenommen wurde. Demselben Aufenthalte verdanken wir die reizenden Strandgedichte, die in ihrer Gesamtheit ein novellenartiges Erlebnis bilden, besonders wenn wir uns die Lieder etwas anders geordnet denken, als sie im Buch der Lieder sich folgen. Der Dichter verplaudert die Dämmerstunde am dunkelnden Strande: vor dem Fischerhause sitzend, erzählt man sich von fernen Ländern und Völkern und blickt nach dem Schiffe, das am Horizonte noch auftaucht. Ernsthaft horchen die Mädchen. Ein andermal blickt er dem Fischerkahne nach, der, von der lieblichen Fischertochter gelenkt, am Strande schaukelt: „Du schönes Fischermädchen“, bittet er, „treibe den Kahn ans Land!“ Die Kleine folgt den lockenden Worten, und siehe da! aus der Fischerin wird ein Liebchen: „Der Mond ist aufgegangen“. Wir erkennen den Gegensatz des naiven, abergläubischen Naturkindes zu dem Fremden, der eine Gestalt aus der Kulturwelt ist, aber zugleich auch ein Dichter! Darum wird er angesteckt von jenem über-

zeugungstreuen Glauben an die Geisterwelt, er kann sich nicht enthalten, wenigstens einen Versuch zu machen, ob es wirklich solche Geister gibt. Er ruft sie sehnsüchtig herbei, die Nixen: „Auf den Wolken ruht der Mond.“ Und wahrhaftig, sie lassen sich sehen: „Die Meerfrau steigt aus den Wellen Und setzt sich zu mir an den Strand;“ sie küßt und drückt ihn so gewaltig, daß unheimliches Entsetzen ihn erfaßt darob, daß er vermessen ins Reich der Geister geschaut hat.

Und nun kommt der Abschied. Zum letzten Male sitzt er selbander am Strande:

„Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine.“

Und wie den lieben Augen Thränen entrollen, da sinkt er vor ihr aufs Knie und küßt die Thränen fort von ihrer weißen Hand. Aber diese Thränen haben's ihm angethan: seitdem sehnt er sich unablässig nach ihr, die Thränen, ach! waren ein Zaubertrank, ein Liebeszauber. Etwas anderes sollen die Schlußworte:

„Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen“

nicht bedeuten. Dem Ausdruck „unglückseliges

Weib“ würde in schmuckloser Prosa entsprechen „Unglücksweib“; sie wird so genannt, weil sie dem Dichter Unglück bringt, neue Liebesschmerzen ihm einflößt; ebenso wenig wie diese Bezeichnung enthält „vergiftet“ einen Vorwurf gegen die Liebste.

Diese kleine Idylle ist so duftig und vornehm gehalten, daß die Vermutung Platz greifen muß, sie sei nicht durch eine wirkliche Fischerin veranlaßt, sondern durch eine dem Dichter gesellschaftlich gleichstehende Dame. In der That war gerade damals eine solche Minne in das Dichterherz eingezogen und hatte es in höchste Erregung versetzt. Die Sache ist für das Verständnis der folgenden Meergedichte so wichtig, daß wir nicht so schnell daran vorübergehen dürfen. Die Lebensbeschreibungen Heines, wie die Litteraturgeschichten schweigen meist darüber; Ernst Elster hat im Jahre 1886 zum ersten Male diesen dunkeln Punkt im Leben des Dichters aufgehellt. Man hatte ihn früher gar nicht als dunkeln Punkt erkannt, weil man überhaupt auf den Zusammenhang von Heines Dichtungen mit seinen Erlebnissen viel zu wenig Gewicht gelegt hatte. Noch Adolf Strodtmann, der 1867 die erste größere Lebensbeschreibung

des Dichters in zwei dicken Bänden veröffentlicht hat, hat derartige Untersuchungen als unwesentlich vornehm von der Hand gewiesen. Sind aber bei jedem Lyriker, der nicht bloß ein sogenannter „Unempfinder“ ist, die Lieder nur der Niederschlag seiner äußern und innern Erlebnisse, wievielmehr wird das nicht bei einer so ungewöhnlich erregbaren Natur der Fall sein, wie Heine gewesen ist? In der That haben die seit einigen Jahren in dieser Richtung *geführten Untersuchungen* immer klarer erwiesen, *daß* Heines Dichtungen bis in alle Einzelheiten hinein — E r l e b n i s s e sind. Zum großen Schaden für die moralische Schätzung des Dichters ist diese Erkenntnis noch nicht in weitere Kreise gedrungen, besonders tragen die Litterarhistoriker noch gar zu gerne jenes alte Urteil über Heine weiter:

„Dein Mut wie deine Liebe sind
Erheuchelt nur gewesen,
War alles, alles Lug und Trug
In deinem ganzen Wesen!“

Daß diese Meinung aufkommen konnte, das hat allerdings der Dichter selbst mitverschuldet: er hat sein Liebesleid laut genug in alle Welt hinausgesungen, doch aber wieder einen dichten

Schleier über die wahre Natur dieser Liebesschmerzen geworfen. Nur die im Leben ihm die allernächsten waren, wußten um seine Herzensgeheimnisse. Diese Mitwisser aber haben geschwiegen, und etwaige briefliche Äußerungen sind nicht bekannt geworden, die Briefe an Heine bis jetzt nicht veröffentlicht worden, wohl auch größtenteils nicht mehr vorhanden. Suchen wir nun den Schleier zu lüften, so treibt uns dazu nicht müßige Neugier, sondern ästhetisches Interesse: Heines schönste Dichtungen sind Gesänge der Liebe, vornehmlich Liebesklagen; in dem Maße aber, als nachgewiesen wird, daß diese Gesänge der Liebe jedesmal einem entsprechenden Innern entströmt sind, in dem Maße wird jenes alte Verdammungsurteil entkräftet und können wir uns unbefangen an Heines Liedern als an tiefen „Naturlauten" erfreuen, wie das Ausland es immer gethan hat, während der richtige Deutsche es nur verstohlen zu thun wagt, ängstlich gedenkend seiner Litteraturgeschichten, deren Urteile gläubig nachzusprechen er in seiner Jugend sich gewöhnt hat; und sie haben ja gesagt: War alles, alles Lug und Trug in seinem ganzen Wesen!

Strodtmann hat, gestützt auf eine seit 1863 bekannte briefliche Äußerung Heines an Varnhagen, feststellen können, daß des Dichters Kousine Amalie Heine, Tochter des reichen Hamburger Bankiers Salomon Heine, seine erste leidenschaftliche Liebe gewesen ist. Welche Dichtungen aber auf diese Liebe sich beziehen, das konnte Strodtmann nicht abgrenzen, ebensowenig aufhellen, welcher Art überhaupt Heines Verhältnis zu Amalie gewesen. Einige Klarheit über die Beziehungen des Dichters zu seinen Hamburger Verwandten brachte der 1869 veröffentlichte dichterische Nachlaß; sehr vieles boten die Briefe Heines an seinen Jugendfreund Sethe, die 1878 Hüffer herausgab, insbesondere ward uns dadurch ein tiefer Einblick in das reiche und leidenschaftliche Seelenleben des Jünglings Heine gewährt und der ganze innere und äußere Verlauf jener Liebe ersichtlich. Wir haben erfahren, daß Heines Liebe sich völlig so abgespielt hat, wie er es in seinen Jugendgedichten und im „lyrischen Intermezzo“ dargestellt hat; es war eine unerwiederte Liebe, Amalie hat von Anfang an die glühende Zuneigung ihres Vetters kalt und spottend zurückgewiesen. Die mit Spannung erwarteten

„Memoiren“ Heines, die Engel 1884 in der „Gartenlaube“ zuerst zum Abdruck gebracht hat, sind leider ein Fragment und umfassen nur die Kinderjahre des Verfassers. Doch da wir durch Hüffers Bemühungen wenigstens den einen festen Punkt gewonnen haben, daß Heine sehr tiefgehender Leidenschaft fähig gewesen ist, und daß er seine erste Liebesleidenschaft völlig getreu in seinen Dichtungen zum Ausdruck gebracht hat, so war damit der Weg gewiesen, für die späteren Liebesbeziehungen uns aus den Werken Heines und aus Andeutungen in seinen Briefen zu unterrichten. Im Mai 1823 kehrte der junge Dichter nach dreieinhalbjährigem Studium der Rechtswissenschaft von Berlin nach Lüneburg zurück, wohin seit 1819 seine Eltern von Düsseldorf verzogen waren. Im Juli 1823 war er mehrere Wochen zu Besuch auf dem Landhaus seines Oheims Salomon Heine zu Ottensen bei Altona. Wie wir aus den Briefen an seinen Herzensfreund Moser ersehen, erschütterte dieser Besuch sein Gemüt aufs heftigste. Amalie war seit zwei Jahren auswärts verheiratet, aber die Erinnerung an sie erwachte in dieser Umgebung aufs neue. Diesen schmerzvollen Erinnerungen

hat er in den Gedichten der „Heimkehr" ergreifenden Ausdruck verliehen. Aber schließlich ruft er sich zu:

„Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geschick,
Neuer Frühling gibt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wieviel ist dir geblieben,
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfst du lieben!"

Das Bild Amaliens war mehr und mehr erblaßt, ein anderer Stern war ihm aufgegangen, der jenen verblassenden bald völlig überstrahlte: die um acht Jahre jüngere Schwester Amaliens, Therese Heine, war inzwischen zur Jungfrau aufgeblüht und fesselte den Vetter durch den Zauber ihrer Erscheinung. „Sie hat dieselben Augen, die mich so elend gemacht," sagte ahnungsvoll der Dichter. Dagegen fehlte ihr das schnippische, kalt abweisende Wesen der Schwester, sie nahm vielmehr die Huldigungen des Vetters mit kindlicher Freude entgegen, des Vetters, der schon von sich sagen konnte: „Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im deutschen Land." Wie der Dichter des Andenkens

an die erste Liebe sich völlig entledigte, und wie die neue Liebe keimte und wuchs und endlich in voller Pracht erblühte, das alles finden wir in der zweiten Hälfte der Lieder der „Heimkehr“ getreulich niedergelegt. Im August 1823 folgte der oben beschriebene Badeaufenthalt in Kuxhafen. Brauchen wir da noch zu fragen, wem die Lieder der Fischeridylle eigentlich galten? Unter der Verkleidung des Fischermädchens erkennen wir deutlich Theresens Züge, die Abschiedsszene am Meer ist im Grunde die Abschiedsszene im Landhaus an der Elbe, von wo man auch auf eine meerartig sich ausbreitende Wasserfläche blickt, die auch weithin erglänzt im letzten Abendscheine. Von diesem Landhaus hat der Dichter noch auf seinem Krankenlager gesungen:

„Am Ende der Allee erhob
Sich die Terrasse, wo die Wellen
Die Nordsee zu der Zeit der Flut
Tief unten am Gestein zerschellen.

Dort schaut man weit hinaus ins Meer,
Dort stand ich oft in wilden Träumen.
Brandung war auch in meiner Brust —
Das war ein Tosen, Rasen, Schäumen.“

Inzwischen hatte Heine eingesehen, daß ohne nochmaliges Universitätsstudium die Ablegung des juristischen Examens ihm nicht wohl möglich sein werde. So ging er, im Einverständnis und mit Unterstützung seines Onkels Salomon, im Januar 1824 nochmals nach Göttingen. Es ging langsamer, als der Onkel sich gedacht hatte: erst im Juni 1825 bestand der Neffe das Doktorexamen und begab sich, nachdem er durch die Taufe sich in die lutherische Kirchengemeinschaft hatte aufnehmen lassen, sofort wieder nach Hamburg. Jetzt erblühte seine Liebe voll und hoffnungsselig. Seine Neigung wurde erwidert, und wenn er, der fertige Doktor juris, sich als Advokat in Hamburg niederließ, was jeden Tag geschehen konnte, was stand dann einer Verbindung mit der Kousine noch im Wege? Als er darum im Juli 1825 auf der Insel Norderney einen Badeaufenthalt nahm, um den ihn ewig quälenden Kopfschmerz zu vertreiben, war sein Herz geschwellt von den seligsten Hoffnungen. Der erste Cyklus der „Nordsee“, der zum Teil schon auf der Insel selbst, zum Teil im Herbst 1825 als Nachklang dieses Aufenthaltes gedichtet ist, ist eine einzige jubelnde Huldigung für

Therese. Gleich das Einleitungsgedicht, „Krönung“ überschrieben, beginnt:

„Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrschen soll, als Königin.
Heil dir! du junge Königin!“

Demnach gelten alle Lieder, die nun folgen, dieser neuen, einzigen Herzenskönigin, der „Nachfolgerin im Reich“.

Und jetzt ans Meer!

Wir schauen den Dichter, wie er in der „Abenddämmerung“ am Strande einsam dasitzt, in Gedanken versunken:

„Die Sonne neigte sich tiefer und warf
Glührote Streifen auf das Wasser.“

Er belauscht die Stimmen der Tiefe, die ihm klingen wie uralte, liebliche Märchen der Kinderzeit. Die Sonne ist tiefer gesunken und nähert sich dem Horizonte: „Sonnenuntergang!“

„Die glühend rote Sonne steigt
Hinab ins weit aufschauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne."

Und nun erzählt der Dichter wirklich ein solch uraltes, liebliches Märchen, wie Sonne und Mond, Sol und Luna, dereinst als Ehepaar zusammen am Himmel gewandelt sind mitten unter ihren Sternenkindern, wie dann Zwiespalt kam, veranlaßt durch „böse, zischelnde Zungen", so daß das Paar sich getrennt und der Sonnengott seitdem stets wegeilt, sobald Luna heraufsteigt. Das alles ist nicht ohne Anspielung auf des Dichters eigene Lage gesagt, der auch schon genugsam die bösen, zischelnden Zungen kennen gelernt hatte und die Möglichkeit schon aufdämmern sah, daß auch seine jetzige Liebe gewaltsam gelöst werden könne durch böse, zischelnde Zungen.

Die Nacht ist inzwischen gekommen, die dunkle Nacht, „Die Nacht am Strande".

„Sternlos und kalt ist die Nacht,
Es gärt das Meer",

und über dem Meer liegt der Nordwind, der in das Wasser hinein Riesenmärchen erzählt und Runensprüche murmelt. Und nochmals folgt nun ein Märchen, ein mythologisch gefärbtes Idyll, wie einer der alten Götter herniedersteigt und ein Fischerkind besucht. In keine sonstige Dichtung hat Heine so durchgehend wie in diesen Liederreigen der Nordsee die griechische Mythologie hineinspielen lassen. Die äußere Anregung dazu hatte ihm die Odyssee gegeben, die er als einzige Lektüre sich mitgenommen hatte ans Meer. Wie dies Buch in dieser Umgebung auf ihn gewirkt hat, erzählt er uns in dem „Poseidon" überschriebenen Bilde:

„Und ich las das Lied vom Odysseus,
Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Mir freudig entgegenstieg
Der Atem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas."

Da erfüllte sich seine ganze Seele mit den Gestalten der griechischen Götter- und Heldensage, so daß sie überall sich ihm eindrängten in seine Lieder vom deutschen Meer. Während aber Goethe, Schiller und andere Dichter unserer klassischen Zeit mit Vorliebe die griechische Mythologie nicht allein als poetischen Schmuck ihrer Rede verwandt, sondern auch versucht haben, antike Stoffe in antikem Geiste zu behandeln, fühlte sich Heine dieser Götterwelt gegenüber doch zu sehr als moderner Mensch, als daß er mit ernster Miene sie in seine Dichtung hätte verweben mögen. Etwa wie die Dichter der deutschen Volkslieder, soweit sie durch gelehrte Studien beeinflußt waren, von Cupido und Frau Venus reden, oder wie die deutschen Maler und Bildhauer der Renaissancezeit davon Gebrauch machen, so stehen bei Heine die griechischen Gottheiten da, es sind „Götter im Exil“, die der Tracht und Sitte der Fremde sich anbequemt haben. Sie beleben als Person gewordene Naturerscheinungen die Bilder, aber ähnlich wie die Satyren und Tritonen auf den Bildern Böcklins, eines Geistesverwandten von Heine, nicht als ideale, klassische Gestalten, sondern als Spukgestalten, als

Dämonen, die aus ihrer uralten Zeit gespenstisch in die Gegenwart hineinragen. So ruft der Schiffer im Sturm, während er ängstlich nach dem Kompaß blickt: „O, rette mich, Kastor, reisiger Held, und du, Kämpfer der Faust, Polydeukes!“ So ruft der Dichter selbst das Meer an als die Mutter der schaumgeborenen Aphrodite. So taucht am helllichten Tage Poseidon vor ihm auf aus dem Meere. Er verheißt ihm günstige Fahrt, denn er, das Poetlein, habe ihm ja kein Leids gethan, wie einst Odysseus, er habe nicht den Polyphem geblendet, er habe kein Türmchen verletzt an Priamos heiliger Feste, und ihn habe auch niemals ratend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

„Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Wasser
Amphitrite, das plumpe Fischweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.“

Und wieder kommt der Abend. Er sitzt am Strande, wartend auf das Schiff, das ihn zur Heimat tragen soll, und schaut dem weißen Tanze der Wellen zu. Da ziehen die süßen Gedanken der Liebe in sein Herz. Ein tiefes Heimweh ergreift ihn nach dem holden Bilde,

das ihn überall umschwebt. Er schreibt in den Sand die „Erklärung“: „Agnes, ich liebe dich!“ aber die bösen Wellen löschen dies holde Bekenntnis aus, und so reißt er aus Norwegs Wäldern eine Tanne, taucht sie in den Ätnaschlund und schreibt damit an die Himmelsdecke die Flammenworte noch einmal. Ein überschwenglicher Gedanke, und doch nicht unpoetisch, noch innerlich unwahr. Denn so ein verliebter Thor, sagt Goethe, verpufft euch Sonne, Mond und Sterne, bloß dem Liebchen zu Gefallen. Man beachte auch, wie „Agnes“ an „Therese“ anklingt und sich im Vers durch diesen Namen ersetzen läßt!

Er ist auf der Heimfahrt. „Nachts in der Kajüte“ nahen sich ihm wieder die Gedanken an die Vielgeliebte. Die Träumerei, die nun folgt, ist Poesie allerersten Ranges. Auch der Abschnitt: „An die bretterne Schiffswand“ fällt nicht, wie man denken könnte, aus der Stimmung. Man versuche nur, die Worte von „Bethörter Geselle“ an in gleichmäßigem, wiegendem Takte zu lesen, murmelnd und heimlich, immer leiser und leiser und traumhafter, dann malen sie unnachahmlich schön den Zustand, der dem Einschlafen vorhergeht, die bunten, phantastischen

Bilder, die der Seele sich bemächtigen, die ohnmächtigen Versuche, zu denken, während doch schon in uns gedacht und geschaut wird, bis nach einer Pause das wirkliche Traumbild aufsteigt in seiner ganzen großartigen Erhabenheit!

Der Tag kommt. Er bringt „Sturm“:

„Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,“

doch die Lage ist nicht gefährlich, der Dichter kann noch scherzen, und scherzend beschwört er, der Liebende, das Meer, die Mutter der Venus, die Großmutter des kleinen Amor. Er bezieht eben alles auf seine Liebe. Selbst im Schlachtlärm der Winde glaubt er die Stimme der Holden zu vernehmen. Fern an schottischer Felsenküste, wo das graue Schlößlein hinausragt über die brandende See, steht sie und spielt die Harfe, und der Wind trägt ihr dunkles Lied über das weite, stürmende Meer.

Schon ehe Heine Hamburg zum ersten Male geschaut hatte, hat er es in einem Gedichte an einen Jugendfreund das „Norderland“ genannt, wo er seinen „goldnen Stern“ wiederzusehen hoffte, seine schon damals von ihm geliebte Kousine Amalie Heine. Seitdem ist ihm „Norden“ die stehende poetische Verhüllung

für Hamburg geblieben; so ist auch hier die schottische Felsenküste das Elbufer, und das graue Schlößlein ist das Landhaus seines Onkels bei Altona.

Nach dem Sturme kommt die „Meeresstille“. Er malt nun ein Schiffsidyll: der Bootsmann schnarcht, der Schiffsjunge flickt Segel, der Kapitän ohrfeigt den Jungen und schilt, daß er ihm einen Hering gestohlen. Und unterdes taucht, ein Seitenstück zu dieser Szene, ein Fischlein hervor,

„Doch die Möwe aus den Lüften
Schießt herunter auf das Fischlein,
Und den raschen Raub im Schnabel,
Schwingt sie sich hinauf ins Blaue.“

Das ist nun gute Zeit, zu träumen und zu sinnen. Der Dichter liegt am Rande des Schiffes und blickt ins tiefe Wasser hinab. Da taucht unten geisterhaft eine Stadt auf, eine versunkene Stadt. Er malt uns das Innere dieser Stadt, die seltsam gekleideten Menschen, mittelalterlich niederländisch, das wimmelnde Leben, und wie an einem hochgegiebelten Hause ein Mädchen sitzt, einsam und vergessen: ja, sie ist's, die Geliebte seines Herzens! Die Sehnsucht, zu ihr zu kommen, erfaßt ihn immer mächtiger,

er will hinab, da kommt die rauhe Wirklichkeit, in Gestalt des Kapitäns, der ihn festhält und ärgerlich lachend sagt: „Doktor, sind Sie des Teufels?“ Und er freut sich, daß der Traum damit zerronnen ist, daß er befreit ist von dem Gespenst, das ihn so lange gequält hat.

Aber wie er dann am Steuer liegt und statt in das tiefe Meer in den tiefen blauen Himmel schaut, da erblickt er dort auch wieder Gestalten: es ist Christus, der Heiland der Welt, den er riesengroß da schreiten sieht, segnend schreiten über Land und Meer, und Frieden erblüht unter seinen Tritten.

Tiefsinnige Gedanken liegen in diesen drei Gedichten, die zur Überschrift haben „Seegespenst“, „Reinigung“ und „Frieden“. Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, in einem längern, in der Kölnischen Zeitung (1892, Nr. 426 und 434) veröffentlichten Aufsatz diese Gedanken eingehend darzulegen und zu begründen. Das dort Gesagte fasse ich hier kürzer zusammen. Vor allem muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß es zu der Einheit des Liedercyklus schlecht paßte, wollten wir die unten im Meer geschaute Geliebte als dasselbe junge Mädchen auffassen, der alle diese Lieder gesungen

sind. Er hatte sie begrüßt als einzige Herzenskönigin, nach ihr hat er sich unaufhörlich gesehnt: wie, und jetzt sollte er sie als „Seegespenst“ bezeichnen? jetzt sollte er aufjauchzen „aus befreiter Seele“, froh, sie endlich los geworden zu sein, die ihn so lange mit falschem Glück gequält habe? Oder sollte er etwa die erste Geliebte meinen, Amalie, und der Freude Ausdruck geben wollen, dieser Bande endlich völlig ledig zu sein? Es ist dies letztere die gewöhnliche Annahme, die von den Erklärern als beinahe selbstverständlich angesehen wird. Und doch ist es psychologisch unmöglich. Der erste Cyklus der „Nordsee“ ist völlig einheitlich, gilt nur der neuen Herzenskönigin, den Gedanken an Amalie hat der Dichter längst den Abschied gegeben, zuletzt bereits vor zwei Jahren mit den Versen in der „Heimkehr“:

„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entled'ge,
Ich hab so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.“

Damit war es alle, in die vollentfaltete zweite Herzensneigung tönt von da ab der Nachklang der ersten Liebe nirgends mehr herein. Und so ist es innerlich wahr: wer eine zweite leiden-

schaftliche Liebe empfindet, für den ist jede frühere Liebe vorerst aus dem Bewußtsein getilgt, es ist ihm unmöglich, aus der neuen Liebe heraus so herzbrechende Sehnsucht nach der ersten Liebe zu empfinden. Nur in einem Falle könnte allerdings eine frühere Liebe in der vom Dichter geschilderten Weise störend und beunruhigend in die zweite Liebe hereinragen: wenn die Beendigung des ersten Liebesromans das Gewissen des Liebenden mit Schuld belastet hat, dann ist es denkbar, daß jene Gedanken ihn gespensterhaft verfolgen. So lag aber bei Heine die Sache nicht: er hatte keine Geliebte verlassen, vielmehr hatte seine erste Geliebte ihm niemals Gegenliebe geschenkt, sie ist seit vier Jahren vermählt, wenn Vorwürfe zu erheben sind, dann würden sie allenfalls den weiblichen Teil treffen: er, der Liebende, hat sich stets als den verlassenen und vergessenen Teil gefühlt.

Doch das Rätsel ist nicht unlösbar, denn der Dichter hat uns deutlich den Weg gewiesen, den seine Gedanken gewandelt sind: das letzte Gedicht in diesem Kranze, „Frieden“ überschrieben, führt uns ja in religiöse Vorstellungskreise, zeigt uns in großartigen, ernsten Bildern

Christus, den Heiland der Welt, riesengroß schreitend über Land und Meer. Es ist eine Vision, ein Schauen von Gestalten droben in den Wolken, gerade wie das „Seegespenst" auch eine Vision ist, ein Schauen von Gestalten im Meeresgrunde. Alle drei Gedichte bilden eben einen einzigen Zusammenhang und führen uns in das Gebiet religiöser Vorstellungen. Auf diesem Gebiete aber gab es allerdings für den Dichter eine von ihm verlassene Geliebte, da fühlte er allerdings sein Gewissen belastet, und gespensterhaft verfolgte ihn das Gedenken an diese Geliebte noch lange, lange Zeit. Wie sollen wir sie nennen: Jerusalem? oder Tochter Zion? oder den Glauben der Väter? In der Sache ist alles dies dasselbe.

Zwei Monate, ehe der Dichter diese Verse geschrieben, hatte er sich durch die Taufe in die Christenheit aufnehmen lassen. Aus äußerlichen Gründen war es geschehen, seiner juristischen Laufbahn wegen, die ihm als Juden damals in ganz Deutschland verschlossen war; aber sobald der Schritt geschehen, dachte er mit Wehmut und Sehnsucht an Israel, das er verlassen hatte. Gerade in den letzten Jahren hatte er sich als Berliner Student mit Eifer der

jüdischen Reformpartei angeschlossen und mit deren Führern, insbesondere mit Moser und Gans, sich innig befreundet. Er hatte beschlossen, in einem großen Romane, dem „Rabbi von Bacharach", ein Klagelied anzustimmen über den Jahrtausende alten großen „Judenschmerz". Und dann war Gans selber, der berühmte Jurist und Anhänger Hegels, abtrünnig geworden und hatte sich taufen lassen; in Briefen an Moser hatte Heine seinem Unmut über Gans entrüsteten Ausdruck geliehen, und nun? nun hätte die Macht der Verhältnisse ihn selbst zu diesem Schritte getrieben, den er früher so leicht gedacht hatte und der ihm, als er ihn that, so unsäglich schwer geworden war.

Die heftigsten Seelenkämpfe, die mit dem Glaubenswechsel des Dichters zusammenhängen, finden wir in seinen Briefen an Moser im einzelnen zum Ausdruck gebracht, wir finden sie in der Romanze „Almansor" ergreifend poetisch gestaltet. Heine wiegte sich sogar nach seiner Taufe noch monatelang in der Selbsttäuschung, er könne für sich selbst diesen Schritt als ungeschehen betrachten, könne im Herzen Jude bleiben: er wollte als Zeugnis dessen den begonnenen Roman vom Rabbi von Bacharach erst recht fortsetzen und

vollenden. Es ist das bei Proselyten eine häufige Selbsttäuschung, nur zu bald aber pflegt sich zu zeigen, daß die Macht der vollzogenen Thatsachen stärker ist. In unsern drei Gedichten liegt nun der Abschluß dieser Seelenkämpfe vor, die Versöhnung des Gemüts, die Abfindung mit dem neu angenommenen christlichen Glaubensbekenntnis.

So ist es denn nicht eine irdische Geliebte, die der wache Traum ihm vorgaukelt, sondern eine allegorische Gestalt, nennen wir sie die Tochter Zion. Gerade derartige Personifikationen lagen ganz in Heines Gedankenkreis. Noch in späteren Jahren hat er wiederholt das Judentum in Frauengestalten allegorisch verkörpert: im „Atta Troll", gedichtet 1841, findet sich die herrliche Schilderung, wo im gespensterhaften Zug der wilden Jagd drei Frauengestalten hervorragen: Diana, die Fee Abunde und Herodias; in den „Hebräischen Melodien", die auf dem Krankenlager zu Paris entstanden sind, ist der mittelalterliche jüdische Dichter Jehuda ben Halevy besungen, der das arme, verlassene Jerusalem unaufhörlich gefeiert hat:

„Schon in frühen Kindertagen
War sie seine ganze Liebe;

Sein Gemüte machte beben
Schon das Wort Jerusalem —"

in demselben Cyklus ist der jüdische Sabbat als „Prinzessin Sabbat" personifiziert — am Schluß des Buches über Börne ist das Griechentum symbolisch als eine mit dem Dichter kosende Nymphe dargestellt — in den Strophen von der Passionsblume, dem letzten, was Heine überhaupt gedichtet hat, wenig Wochen vor seinem Tode, sind gleichfalls in allegorischen Bildern Griechentum, Christentum und Judentum einander gegenübergestellt: kurz, gerade derartige Schilderungen liegen durchaus innerhalb der eigentümlichen Vorstellungskreise unseres Dichters. Heine war eben eine stark religiöse Natur, immer und immer wieder beschäftigte ihn die große Gottesfrage, wenn er auch zeitlebens auf diesem Gebiete ein Suchender geblieben ist, der seine religiösen Überzeugungen je nach dem Gesamtstandpunkte seines Denkens wiederholt sich umgestalten ließ.

Doch wir müssen nochmals in die versunkene Stadt hinabsteigen. Sie ist gerade so geschildert, wie er kurz vorher im „Rabbi von Bacharach" das mittelalterliche Frankfurt dargestellt hatte; das Haus, wo die verlassene Geliebte sitzt, ist

hochgegiebelt wie die Häuser in der Frankfurter Judengasse, menschenleer ist dies Haus, denn die Bewohner sind abtrünnig geworden, sind zum Dome geeilt mit der Menge, „getrieben von Glockengeläute und rauschendem Orgelton". Ach! auf diese vergessene, im Meer der Zeiten untergegangene Gestalt, die trauernd dasitzt wie die trauernde Jungfrau Jerusalem in den Klageliedern Jeremiä, auf sie träufelt das Herzblut des Dichters hinab, ihm ist, als öffneten sich wieder die kaum geheilten Wunden. Denn nicht nur der Abschied von einer Geliebten, auch das Scheiden vom Glauben der Väter ist bitteres Herzweh!

Aber wachgerüttelt vom Kapitän, erkennt er wieder die Wirklichkeit um sich her; gewaltsam, wie wenn sich einer den Schlaf aus den Augen reibt, schüttelt er die Gedanken sehnsüchtiger Reue von sich ab, die Gedanken an das, was doch nun einmal unwiederbringlich dahinten liegt, er streckt sich nach dem, was vornen ist, wendet sich mit Zuversicht dem Christentum zu, dem idealen Christentum, wie er es sich denkt, der weltumfassenden, beseligenden, friedebringenden Religion der Liebe und Versöhnung. In einem im Buch der Lieder, auch in unserer

Sammlung, nicht mit abgedruckten Anhang hat er dann noch mit derben Worten die Auslegung abgewiesen, als beabsichtige er, der Neugetaufte, durch diese hier ausgesprochene Zuwendung zum Christentum sich äußerliche Vorteile zu verschaffen. Er nimmt Stellung zum Christentum in seiner verzerrten Gestalt, wie er es gesehen zu haben glaubte: der Heuchelei im Christentum gegenüber will er sich dauernd ablehnend verhalten.

Der innere Zusammenhang der drei eben besprochenen Gedichte wird auch dadurch bewiesen, daß sie streng nach dem logischen Schema Hegels aufgebaut sind. Heine war in Berlin Hegels Zuhörer gewesen und stand insbesondere durch den Einfluß seines Freundes Gans völlig unter dem Banne dieses logischen Schemas, welches aufstellt, daß alles Denken in den Gliedern: These, Antithese, Synthese (Satz, Gegensatz, höhere Einheit) sich abwickele. Die These oder Position ist hier: Sehnsucht nach dem Judentum, das er verlassen hat (Seegespenst); die Antithese oder Negation: Verwerfung des Judentums und aller positiven Religion überhaupt (Reinigung). Die Anhänglichkeit an das Judentum ist es, was ihn so lange mit falschem Glück gequält hat, die Schlangenhaut

der Heuchelei, die er jetzt abstreift, ist die Absicht, die er gehabt hatte, als Kämpe für die väterliche Religion aufzutreten, denn er fühlt, das sei doch nicht seine innerste Geistesrichtung gewesen, dafür habe sich seine Seele schon zu sehr frei gemacht von dem Glauben an einen persönlichen Gott, „die gottverleugnende, engelverleugnende Seele". Er fühlt sich als Mensch, im Reich der Humanität, unabhängig von der Konfession, befreit und jauchzend. Daran schließt sich als Synthese die Vision von Christus (Frieden), d. h. Zuwendung zum Christentum in seiner idealen Gestalt, zur Idee des Christentums, nicht zu einer der jetzt herrschenden Formen desselben. Dort das Alte Testament mit der trauernden Tochter Zion, hier das Neue Testament mit der Friedensstadt, dem „neuen Jerusalem" aus der Offenbarung Johannis, der seligen Gottesstadt.

Das ist der erste Cyklus der „Nordsee", heiter und sonnig gehalten, denn heiter und sonnig ist auch das Herz des Dichters, erfüllt von beglückender, hoffnungsvoller Liebe, zu Scherzen geneigt, aber auch ernsten Gedanken sich zuwendend, den Gedanken alle, die seine Seele damals erfüllten.

Der Winter 1825—26 brachte dem Dichter bittere Enttäuschungen. Verhielt auch Therese seiner Liebe gegenüber sich nicht gleichgültig, so war doch sein reicher Oheim, Theresens Vater, anhaltend verstimmt gegen den Neffen, weil dieser immer noch zögerte, als Advokat sich in Hamburg niederzulassen. Heine wollte endlich sich fügen und hoffte durch diesen Schritt die Hand der Geliebten gewinnen zu können, aber es blieb eben beim Wollen, denn seine Unlust an solchem Berufe trat immer stärker hervor: die Liebe zum Dichten, zur schönen Litteratur, zur Freiheit, zum ungebundenen Litteraten- und Reiseleben war viel zu mächtig in ihm, und im Hintergrund seiner Gedanken lebte vor allem die Hoffnung, eine Professur für Litteratur an der Berliner Universität zu erhalten. So zog es ihn nach zwei Seiten: hier die Geliebte, dort erhoffter Ruhm und eine Thätigkeit nach seines Herzens Neigung. Es kam hinzu die Mißgunst und Klatschsucht von allerlei Verwandten und gewissen Ohrenbläsern. Theresens Liebe war nicht stark genug, um in Stürmen sich zu bewähren, ihr Charakter dafür auch noch zu kindlich und schmiegsam. Genug, im Sommer 1826 schienen ihm die Aussichten, daß seine

Liebe jemals mit ehelichem Glück enden könne, zertrümmert. Er hat die Katastrophe uns selbst beschrieben, in dem im Winter 1826 auf 27 abgefaßten Buche Legrand. Gleich in den ersten Kapiteln schildert er sein Mißgeschick und kommt gegen Schluß der Schrift nochmals darauf zurück. Wir müssen die ganze Stelle hersetzen. Er bringt eine phantastische Geschichte von einem venezianischen Ritter und den Blumen der Brenta, die dieser geliebt habe. „Die Dolchstiche der Verleumdung," heißt es, „hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging über den Sankt Markusplatz, war ihm zu Mute, als wollte sein Herz brechen und verbluten. Seine Füße schwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehetzt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf seiner Stirne, und als er in die Gondel stieg, seufzte er tief. Er saß gedankenlos in dem schwarzen Gondelzimmer, gedankenlos schaukelten ihn die weichen Wellen und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Palaste ausstieg, hörte er, Signora Laura sei im Garten. — Sie stand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem roten Rosenbaum, am Ende der

Terrasse, unfern von den Trauerweiden, die sich wehmütig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluß. Da stand sie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Rosen. Er aber erwachte wie aus einem schwarzen Traume und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnsucht. „Signora Laura," sprach er, „ich bin elend und bedrängt von Haß und Not und Lüge —" und dann stockte er und stammelte: „Aber ich liebe Euch!" und dann schoß eine freudige Thräne in sein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: „Sei mein, Mädchen, und liebe mich!" — Es liegt ein geheimnisdunkler Schleier über dieser Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, so verhüllt er sich und seufzt und schweigt. — Einsam stand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, sein Antlitz war ebenso verzerrt und weiß, bewußtlos entblätterte er alle Rosen des Rosenbaumes, er zerknitterte sogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüten getragen — in der Ferne klagte eine wahnsinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüsterten ängstlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta,

die Nacht kam heraufgestiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein schöner Stern, der schönste von allen, fiel vom Himmel herab."

Also endgültige Abweisung! —

Alles deutet darauf hin, daß diese Szene bis in die Einzelheiten sich so zugetragen haben wird, nur nicht an der Brenta, sondern an der Elbe, in dem uns schon bekannten Garten, an einem Juni- oder Julitage des Jahres 1826.

In dieser Stimmung reiste Heine Mitte Juli 1826 nach Norderney, dieser Stimmung entsprechen völlig die Meerlieder des zweiten Cyklus: düsterer Ernst und Schwermut ist darüber ausgegossen. Man nennt dies gewöhnlich den Weltschmerz Heines, spottet darüber als über unbestimmte und unbegründete Unlustgefühle, eingebildete oder erfundene Schmerzen, weil man eben nicht ahnt, wie Bitteres er erlitten hatte. „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, wie er leide."

Zwar er begrüßt das Meer mit begeistertem Jauchzen: sein „Meergruß" knüpft an die Szene aus der griechischen Geschichte an, wo die aus dem Feldzug in Asien heimkehrenden

zehntausend Griechen zuerst das Meer wiedersehen und ihm zujubeln:

„Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!“*)

*) Xenophon berichtet Anabasis IV, 7 wie folgt: „Am fünften Tage kamen sie an den Berg Teches, den man den heiligen Berg nennt. Wie nun die Vordersten den erstiegen hatten und das Meer von oben erblickten, entstand ein großes Geschrei. Als Xenophon das hörte, glaubte er, sie sähen Feinde. Da jedoch der Lärm immer größer wurde und die Nachrückenden jedesmal im Laufschritt denen zueilten, die schon am Schreien waren, und also das Getümmel wuchs, je mehr Leute hinauf kamen, so fürchtete Xenophon, es sei etwas sehr Ernstes vorgefallen. Er stieg zu Pferde und sprengte mit den Reitern zum Gipfel hinan. Da hörte man denn, wie die Soldaten droben einander zujauchzten: Thalatta! Thalatta! (Das Meer! das Meer!) und sah, wie alles lief, jetzt auch die Nachhut; Zugvieh und Pferde wurden zu höchster Eile angetrieben. Und wie alle den Gipfel erreicht hatten, da umarmten die Mannschaften einander, und dann fielen sie den Offizieren und den Heerführern um den

Aber gerade das Liebesleid hieß ihn um so fester an das liebe Element sich anklammern, das ihm treu geblieben war, an das liebe, rettende, tröstende Meer, zu dem er geflüchtet vor des „Nordens“ Barbarinnen, die ihm so bitter mitgespielt, früher die eine Schwester und jetzt, ach! auch die andere. Und nun kommen die düstern Bilder alle, die das Meer bietet. Zuerst das „Gewitter“:

„Dumpf liegt auf dem Meer das Gewitter,
Und durch die schwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterstrahl“.

Dann „Der Schiffbrüchige“. Nicht wirklichen Schiffbruch hat er erlitten, sondern den Zusammenbruch der Liebeshoffnungen:

„Hoffnung und Liebe! alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.“

Dazu gesellen sich die Erinnerungen; er-

Hals, und alles weinte laut. Und wie auf Kommando schleppten sie Steine zusammen und errichteten ein großes Mal.“

loschene Bilder, qualvoll süße, tauchen hervor. Und nun malt er das Glück, das er besessen hat und jetzt verloren; er malt uns das königlich schöne Weib im „Norden", ihre Gestalt, ihre dunkle Lockenfülle, die wie eine selige Nacht von dem flechtengekrönten Haupte sich ergießt, vor allem ihr Auge, groß und gewaltig, wie eine schwarze Sonne, und die hochgeschürzten, stolzen Lippen, die Worte hauchten, süß wie Mondlicht. Vorüber ist alles, Glück und Hoffnung, er ist nur ein öder, schiffbrüchiger Mann!

In herbster Stimmung erfindet er den Mythus vom „Untergang der Sonne", der im doppelten Sinne ein Untergang sein soll: die Sonne taucht ins Meer und „geht unter" durch die Konvenienzehe, die sie mit dem alten Meergott geschlossen hat. Schon mancher Leser hat sich mißbehaglich abgewandt, wenn der Dichter am Schluß dieses Gedichtes beschreibt, wie der alte Meergott sein schönes Weib ausschilt, und wie er dann selber der Flut enttaucht,

„Er trug eine Jacke von gelbem Flanell
Und eine lilienweiße Schlafmütz
Und ein abgewelktes Gesicht."

„Und so schale Witze kann Heine nicht unter-

drücken?" klagt man dann wohl, „nachdem er soeben erst so wunderbar schön geschildert, wie die Sonne ins Meer hinabsteigt?" —

„Die wogenden Wasser sind schon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröte
Überstreut sie mit goldnen Lichtern;
Und die rauschende Flutgewalt
Drängt ans Ufer die weißen Wellen,
Die lustig und hastig hüpfen,
Wie wollige Lämmerherden,
Die abends der singende Hirtenjunge
Nach Hause treibt."

Wir müssen aber bedenken, daß der Dichter dies alles ursprünglich nur für sich selbst gedichtet hat, als Ausdruck seines Innern, und da brauchte er solche abstoßenden Gegensätze, denn ihm schwebte vor seine Sonne, seine schwarze Sonne, und dann wieder, wie sie jetzt wohl bald verschachert werden würde und eine Geldheirat schließen müsse mit irgend einem ungeliebten, abgelebten Manne. Durch Ironie und Humor sucht der Dichter sich zu erheben über diese Gedanken voll bitterer Herbe: es ist ein Humor, der durchaus kein müßiger Witz sein soll, sondern

eine Entlastung des Gemüts, der also auf ernstem Grunde ruht. Immer mächtiger schlägt aber dieser ernste Grund durch die Lasuren der Ironie durch; die Anstrengungen, das Schmerzgefühl durch Humor zu überwinden, werden krampfhafter und gewaltsamer, und da, wo das ironische Gelächter so gell und heiser und gezwungen wird, daß es dem Wahnsinn sich nähert, wenn der Dichter lachenden Mundes erzählt, sie liebe ihn ja doch, sie denke immer sein, sogar des Morgens beim Frühstück schwebe ihr sein liebes Bild auf dem Butterbrote vor, das sie dann auffräße vor lauter Liebe — da schlägt der Humor um in tiefsten Ernst: „der Gesang der Okeaniden" umtönt ihn, die schönen, mitleidigen Wasserfrauen entsteigen den Wogen und singen ihm, klagenden Mitleids voll, tröstenden Gesang: Geduld predigen sie, Geduld, so lange Geduld,

„Bis Atlas selbst die Geduld verliert
Und die schwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht."

Schmerzlindernde Thränen! Er kann nun wieder ruhig hinaufschauen in den Mond und in das weiße Gewölk, das ihn umgibt:

„Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer . . .
Und am hellblaun, sternlosen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie kolossale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor."

Und nun sieht er wieder Gesichte: er malt uns „die Götter Griechenlands", wie sie, in Wolkengespenster verwandelt, besiegt, tot, und doch noch schattenhaft lebend, am Himmel einherziehen. Die blassen Wolkengestalten schauen ihn an wie Sterbende, sie schwinden plötzlich, der Mond verbirgt sich hinter dunkleres Gewölk,

„Hoch aufrauschte das Meer,
Und siegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne."

Ja, die ewigen Sterne, das Bild des unerbittlichen Schicksals! An sie wendet er sich um Auskunft über die „Fragen" des Lebens, das ihn selber so dunkel umnachtet, aber

„Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort."

Mit diesem Nachtstück könnte der Cyklus

abschließen, trostlos, hoffnungslos. Aber wie der Dichter Norderney verlassen hat und bei sonnig heiterm Tageslicht sein Schifflein so frisch die Wogen durchschneidet, da ist das nächtliche Grauen verschwunden, und die Hoffnung kehrt nochmals in sein Herz ein. „Der Phönix", jener Zaubervogel, umflattert das Schiff und singt ihm ins Ohr: „Sie liebt ihn, sie liebt ihn!" Und siehe! wie er, an den Mastbaum gelehnt, diese Worte hört, da ändert sich ihm zauberhaft die ganze Natur ringsum: jetzt ist alles auf einmal so sonnig und festlich! Wie Schwänenzüge schiffen die Helgolander an ihm vorüber mit schimmernden Segeln, die ewige Sonne prangt über ihm und spiegelt sich freudvoll im Meer, und alles vertönt im Nachhall: „Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"

Was der Vogel sang, das war die Stimme der Hoffnung in seiner eignen Brust, der Hoffnung, die stets dem Paradiese zufliegt, der östlichen Gartenheimat,

„Wo Spezereien duften und wachsen
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen."

So ist ein harmonischer Ausgang vorbereitet. „Im Hafen" angelangt, in Bremen, kehrt er

ein im guten Ratskeller. Und nun folgt ein Prachtstück, man möchte sagen in Scheffels Manier, wenn nicht Scheffel selber ein Schüler von Heine wäre. Heine ist sonst dem Genuß berauschender Getränke abhold gewesen sein lebenlang, aber diesmal macht er eine Ausnahme. Er zeigt, daß er auch Trinkszenen malen kann, wenn er will. Die Geister des Rheinweins lassen noch einmal all die Gedanken ihn umschwirren, die durch seine Meerlieder sich hindurchranken: Hegel und Hamburg und Berlin, Judentum und Christentum, vor allem aber das Bild der Geliebten,

„Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund."

Und dann tönt der ganze Cyklus aus in dem anmutigen, völlig antik gehaltenen „Epilog", wo er die Gedanken des Menschengeistes den Weizenhalmen vergleicht, die auf den Feldern wachsen und wogen, die Gedanken der Liebe aber den rot und blauen Blumen, die lustig dazwischenblühn.

Überschauen wir noch einmal die Seebilder der „Nordsee", so überrascht uns zunächst die Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit des Dargestellten: Wir erblicken das Meer, wenn die Sonne darüber glänzt und in der sternlos dunkeln

Nacht, beim Abendrot, beim Sonnenuntergang und beim Mondschein, im Glanz der weißen Wolken und in der Schwärze des Gewitterhimmels, spiegelglatt und im Brausen der Stürme. Wir schauen auch das Leben des Meeres: die lebendigen Wasserwogen, wie sie sich bäumen und kräuseln, anspringen wie mutige Rosse oder sanft ans Ufer treiben, eine wollige Lämmerherde, die Wellen, wie sie bald silberweiß, bald grau, bald schwarzgrün gefärbt sind, das Geräusch der Brandung und das Heulen des Windes, das tanzende Schifflein und alles Menschenvolk darin, die schreienden, flügelschlagenden Möwen, die Wunder der Tiefe, Fische, Korallen, Meernixen und Seegespenster, die Fischer am Strande und den einsamen Beobachter all dieser Dinge auf weißer Düne.

All dies ist scharf beobachtet und dann mit wenig kühnen Strichen sicher gezeichnet und immer der Grundsatz festgehalten, uns das sozusagen allgemeine Leben des Meeres zu beschreiben, wie es auch der Binnenländer verstehen und im Geiste mitschauen kann.

Diese Schilderungen sind aber dadurch noch besonders plastisch, daß sie in enge Beziehung gebracht sind zu dem Dichter selbst und seinem

jeweiligen Seelenzustande, und zwar heben sie sich alle ohne Ausnahme ab von einem einzigen Hintergrunde: den Gedanken der Liebe. Dieser Hintergrund ist verschiedenfarbig, er geht vom hellsten Blau durch dämmerndes Grau bis hinüber in tiefdunkles Schwarz, wechselnd wie das Meer selber. Aber der Hintergrund stimmt stets harmonisch zu dem Gemälde, das sich von ihm abhebt. Selbst wo religiöse und philosophische Betrachtungen den Gedankengrund bilden, da erscheinen diese Gedanken doch durchtränkt mit Gedanken der Liebe: so kleiden sich die Gedanken der Sehnsucht nach dem verlassenen Väterglauben in das Bild der Sehnsucht nach einer verlassenen Geliebten, und auch das ideale Christentum ist als die Religion der Liebe dargestellt. Heine hat dadurch den Fehler vermeiden können, dem so manche poetische Landschaftsmaler verfallen: er knüpft an seine Naturbilder niemals eine Darstellung von Stimmungen und Gefühlen, welche der Naturvorgang im Beschauer erregt habe, er tritt vielmehr an die Naturbetrachtung heran mit Gefühlen, die bereits anderswoher stark erregt sind. Aber seine Seelenstimmung und die Naturvorgänge sind von Hause aus parallel, sie bewegen sich

in „prästabilierter Harmonie", wie der Philosoph Leibnitz sagen würde. Ihm ist eben die Natur beseelt, kann also mitfühlen. Die Wechselwirkung zwischen Naturstimmung und Seelenstimmung ist so groß, daß man selten unterscheiden kann, ob die Natur den Seelenzustand des Dichters abspiegelt, oder ob die Seele des Dichters nur Abspiegelung der jedesmaligen Naturstimmung ist. Darin liegt hauptsächlich der Zauber, den Heines Naturschilderungen ausüben, denn dieser sein Standpunkt ist eben der Standpunkt des echten, wahren Dichters: ihm lebt alles, auch das Seelenlose, in ihm schlägt der Pulsschlag der Natur mit, sein Leben ist ungetrennt vom Naturleben.

Gerade in den Nordseebildern steht die Meisterschaft des Dichters in dieser Hinsicht auf ihrem Höhepunkt, und zwar entschieden mit deshalb, weil damals sein Herz dem Meere glich mit Sturm und Ebbe und Flut.

Die Worte und Wendungen, womit das alles ausgedrückt ist, zeigen gleichfalls den Dichter auf seinem Höhepunkt. Der Klang der Rede ist von einem Wohllaut und Schmelz der Sprache, der unübertroffen ist. Auch die ungewöhnlichsten Worte, wie sie der Dichter nach homerischem

Muster gleich massenhaft selbst erfunden hat, wirken weder schwülstig, noch fremdartig, noch unverständlich: Lüftesegler, meerüberflatternd, Schwänenzüge, flutenkalt, flechtengekrönt, dunkeltrotzig, sonnengeweckt, totschlaglaunig u. a. Manche seiner Wortschöpfungen werden ihm fortwährend nachgesprochen, z. B. verständnisinnig. Auch die kühnsten derselben bezeichnen stets völlig das, was sie sagen sollen, fügen sich außerdem mit ihrem Klange genau in die Stimmung, die dargestellt und erweckt werden soll, ich erinnere nur an „Rheinweingoldgrund".

Zahllos sind die Vergleiche und Bilder, deren der Dichter sich bedient hat, alle treffend, nicht wenige völlig neu, manche von hinreißender Schönheit, wenn er z. B. sagt:

„Und über das weite, wogende Meer,
Lüftesegler, ziehn seine Seufzer
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten —"

Das von Heine für diese Lieder gewählte Versmaß ist mit wenig Ausnahmen der reimlos und frei vom Zwange gleichmäßig gebauter Strophen und Zeilen dahinwogende Rhythmus, den Goethe in die deutsche Poesie eingeführt

hat. Die einzelnen Zeilen umfassen zwei bis vier Betonungen; diese sind jedesmal durch eine oder zwei unbetonte oder doch schwächer betonte Silben geschieden. Dies freie Metrum gab dem Dichter die Möglichkeit, Sturm und Wellentanz nach Herzenslust zu malen, insbesondere den Wechsel der Stimmungen auch durch den Rhythmus wiederzugeben.

Der Reim ist ersetzt durch Wiederholung von Wörtern und Wendungen: „In der Hütte die Fischertochter, die wunderschöne Fischertochter" — „Du bist wie die Ros' im Ratskeller zu Bremen, das ist die Rose der Rosen" — oder durch den Stabreim, den Gleichklang der Wörter in den Anfangslauten: „Es branden die Wellen, die wilden Wellen" — „Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt", hier und da auch durch Binnenreim:

„Und sie blinken, und sie winken
Aus der blauen Himmelsdecke,"

endlich durch besonders sorgfältig gewählte Gleichklänge der Vokale, am wirkungsvollsten wohl in dem Traumbild:
„Es träumte mir von einer weiten Heide,
Weit überdeckt von stillem, weißem Schnee",
wo das immer wiederkehrende ei, zumal wenn

es entsprechend gedehnt gesprochen wird, der Phantasie die Vorstellung einer einförmigen, endlosen, schneeüberdeckten Fläche förmlich aufzwingt.

Was manche Leser zu stören pflegt, das sind die zuweilen grell wie Blitze durchzuckenden Dissonanzen, ironische Wendungen, die leicht zersetzend wirken. Die romantische Zeit liebte diese Art des Humors: bei Jean Paul, noch mehr bei Brentano, Arnim, Tieck und wie sie alle heißen, finden wir ähnliche Durchbrechungen des Ernstes durch Lächerliches. Wir Jetztlebenden wollen lieber beides unvermischt, entweder derbe Komik oder unverfälschte Sentimentalität, verhalten uns dagegen sofort ungläubig dem Ernst gegenüber, sobald Humor und Witz in ihn hineinspielt. So zerstört uns die flanellene Unterjacke des Meergottes leicht die Freude an dem Gemälde des Sonnenuntergangs, das unmittelbar voraufgeht. Bei näherer Betrachtung erkannten wir oben die Berechtigung des Dichtergedankengangs. Ähnlich stehen die Worte: „Doktor, sind Sie des Teufels?" mit voller Berechtigung da, denn sie sollen den Leser genau so verblüffen und in die volle Realistik des Lebens führen, wie dem

Dichter selbst dadurch die goldenen Traumbilder mit einem Schlage zerronnen sind.

Heine hat gerade zu jener Zeit sich eine feste Theorie über den Humor gebildet. Wir ersehen dies daraus, daß er gleichzeitig das Buch Legrand geschrieben hat, welches er mit Bewußtsein in „ganz freiem Humor" abfaßte. Wir ersehen es auch aus einem ausführlichen Briefe vom 12. Oktober 1825 an die von ihm hochverehrte Frau Friederike Robert. Er nimmt darin Bezug auf das aristophanische Lustspiel „Die Vögel", das er gerade damals studierte. Nach seiner Auffassung hatte Aristophanes faustische Gedanken im Sinn, er wollte die himmeltrotzende Vermessenheit des Menschengeistes schildern, hat aber nach Heine das in Form übermütigsten Scherzes gethan, voller Ironie. So denkt sich Heine also den Humor gleichsam als Auslösung ganz ernster Seelenstimmungen: der Ernst allein würde die Seele zu gewaltig zusammenpressen und niederdrücken, er wäre unerträglich, wenn nicht Ironie und Scherzworte sich dazu gesellten, die befreiend, entlastend wirken, darin dem Weinen ähnlich. Da Heine selbst sich aufs klarste darüber ausgesprochen hat, so ist es Unkenntnis, wenn man

aus der in der „Nordsee“ so reich eingestreuten Ironie den Schluß macht, die kalt mephistophelische Stimmung sei das Ursprüngliche, der Ernst das Unwahre, vielmehr ist der Ernst die Grundstimmung, die Ironie die das Gemüt befreiende Zugabe.

So ist das Ganze in seiner stark subjektiven Anlage, in seiner Mischung von Ernst und Ironie ein Abbild des Dichtergemütes, das damals gleichfalls in schmerzlichen Dissonanzen zuckte: erhofftes und zusammensinkendes Lebensglück, religiöse Disharmonie, tiefes Leid, Menschenschicksal, wie es auch weniger erregbare Naturen, als Heine eine war, gewaltig zusammenrütteln kann. „Alles verstehen heißt alles verzeihen!“

Das Jahr 1827 war für Heine sehr unruhig. Er machte im Frühjahr und Sommer eine längere Studienreise nach England, genoß das Meer in Ramsgate, reiste über Holland nach Norderney, badete dort und dann bis tief in den Herbst hinein auf Wangerooge und kehrte erst im Herbst nach Hamburg zurück. Er nahm im Oktober den Antrag des Buchhändlers Baron v. Cotta an, in München als Redakteur der „politischen An-

nalen" vom 1. Januar 1828 ab thätig zu sein. Damit war endgültig mit der Juristenlaufbahn gebrochen. Die Stellung in München behielt er nur ein halbes Jahr, reiste von dort nach Italien und kehrte gegen Ende des Jahres in die Heimat zurück. Erst im Sommer 1830 sah er sein geliebtes Meer wieder: im Juli und August badete er auf Helgoland. Dort traf ihn die Nachricht von der zu Paris ausgebrochenen Revolution, sie erregte ihn aufs äußerste und hatte zur Folge, daß der Dichter nunmehr ernstlich daran dachte, seinen wiederholt gehegten Plan einer Übersiedelung nach Paris endlich auszuführen: im Juni 1831 langte er zu Paris an, das er bis zu seinem Tode nur noch vorübergehend verlassen hat.

Im Jahre 1833 erschienen in einer Berliner Zeitschrift eine Anzahl Meerlieder von Heine, allem Anscheine nach eine Frucht seines Aufenthaltes zu Norderney im Jahre 1827 und zu Helgoland 1830. Sie sind überschrieben „Seraphine". Wer sich unter diesem sicherlich erfundenen Namen verbirgt, ist nicht zu ermitteln. Der Ton des Cyklus, wie auch der Name Seraphine deuten darauf hin, daß es eine sogenannte „hohe Minne" gewesen sein

muß, mehrere Erlebnisse scheinen nach Heines Art in eine geschlossene Idylle zusammengeschmolzen zu sein, mit dem bei ihm schon beinahe selbstverständlichen Grundgedanken: kurzes Liebesglück, dann Scheiden! In den Briefen, die der Dichter von Norderney und Helgoland aus geschrieben hat, finden sich mehrere Hinweise auf Badebekanntschaften, die ihn vorübergehend fesselten. So erwähnt er wiederholt einer schönen Frau aus Celle, dann einer Sängerin, die ihm förmlich gehuldigt habe u. s. w. So sind wir berechtigt, in „Seraphine“ den poetischen Niederschlag all dieser verschiedenen Erlebnisse zu sehen. Zwei besonders zarte Lieder, die sich nicht auf das Meer beziehen, mochten wir nicht gerne aus dem Cyklus weglassen, zwei andere sind scherzhafter Art, die Verse „Das Fräulein stand am Meere“ verspotten treffend falsche Sentimentalität und gemachte Naturschwärmerei. Tiefsinnig ist das Liedchen „Das ist eine weiße Möwe“, indem die Möwe dem Dichter ein Bild wird der Menschenseele, die beständig über der Todesgefahr schwebt, ohne daß himmlische Ideale sie trösten können. Ob Heine jene berühmten Verse vorgeschwebt

haben, die Kaiser Hadrian auf dem Sterbelager gedichtet hat:

„Animula vagula blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut soles, dabis jocos —“

Zu deutsch:

„O, liebes, flüchtiges Seelchen du,
Bisher des Leibes Gesell und Gast,
Wohin, ach wirst du jetzo gehn?
Du banges, zitterndes, bloßes Ding,
Nicht Scherze gibt es mehr, wie sonst“?

Von Paris aus hat der Dichter beinahe jeden Sommer oder Herbst für einige Wochen ein Seebad aufgesucht, aber es schwiegen in seiner Brust die Nachtigallen: waren keine starken Gefühle vorhanden, die ihn bewegten, dann hat eben Heine nicht gedichtet.

Wohl aber hat er noch manche Poesien geschaffen, in denen wir die Meerflut bald lieblich, bald trotzig rauschen hören. So die harmlos-schelmische Romanze „Die Nixen“, 1839 veröffentlicht, deren Stoff einem altdänischen Volksliede entnommen ist; dann die wundersame

Ballade von „König Harald Harfagar“, 1842 erschienen, wo der alte Normannenkönig, vom Nixenzauber gebannt, in der Meerestiefe sitzt bei der Wasserfee und nicht leben noch sterben kann. Sodann die prächtigen Strophen „Childe Harold“, die uns die Überführung der Leiche Lord Byrons, des Sängers des Childe Harold, von Griechenland nach England phantastisch vorführen. Wir schließen diesem Gedichte eine aus des Dichters Jugendzeit (1820) stammende Übersetzung an aus eben diesem Childe Harold: „Gut Nacht“.

Endlich geben wir noch eine kleine Nachlese verschiedener Meergedichte: Die Verse „Im Mondenglanze ruht das Meer“ sind schon 1823 entstanden, aber von Heine niemals selbst veröffentlicht worden; „Wie des Mondes Abbild zittert“ ist aus den Liedern des „Neuen Frühlings“; einer Engländerin, die der Dichter „Kitty“ nennt, hat er die zartempfundenen Strophen gewidmet: „Es glänzt so schön die sinkende Sonne“. In Paris entstand das leidenschaftlich bewegte: „Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht“, das wir wegen des schönen ozeanischen Bildes in der zweiten Strophe hierhergestellt haben. Dem poetischen Nachlaß des

Dichters entstammen endlich die feierlichen Strophen, worin er über die Stätte seines einstigen Grabes spricht, unter der Überschrift: „Wo?“ Es rührt, nach dem Tone, der darin angeschlagen ist, und nach dem Versmaß zu urteilen, aus früheren Jahren her, als dem Dichter der Gedanke noch ferne lag, daß er nach langem Siechtum zu Paris elend enden werde.

Auch in Prosadichtungen hat Heine wiederholt das Meer gefeiert. In seinem Nachlaß fand sich ein Blatt mit der Ueberschrift „Ramsgate“. Ob es der Plan zu einem nicht ausgeführten Gedichte ist? Ob es ein Gedicht in Prosa bleiben sollte? es läßt sich nicht bestimmen, jedenfalls ist das Fragment von hoher Schönheit. Es war im Sommer 1827, als Heine vierzehn Tage in jenem englischen Seebade zubrachte.

Als „dritter Teil der Nordsee“ veröffentlichte Heine im April 1827 im zweiten Bande der „Reisebilder“ eine Schilderung des Lebens in Norderney. Der krause Stil, den er sich damals angewöhnt hatte, ließ seine Feder regellos hin- und herschweifen, so daß seine Schilderung der Nordseeinsel rasch zu Ende ist

und er alsbald auf den hannöverischen Adel zu sprechen kommt, dann auf Napoleon und Walter Scott. Zum Schluß gibt er eine Anzahl Epigramme, die Immermann ihm für dies Buch beigesteuert hatte. Für unsern Zweck begnügen wir uns mit dem Abdruck des kurzen Abschnittes, der von Norderney selbst handelt.

In dem ersten Bande des „Salon" hat Heine eine Meerfahrt von Hamburg nach Holland geschildert; er schließt jene berühmte und schöne Erzählung vom fliegenden Holländer an, die nachweislich Richard Wagner, der zu Paris persönlich mit Heine befreundet war, den Stoff zu seiner Oper dieses Namens geliefert hat. Vergebens hat man danach geforscht, ob ein holländisches Bühnenstück mit dem vom Dichter geschilderten Inhalt existiere: allem Anschein nach hat Heine die dramatische Gestaltung des „fliegenden Holländers" selbst erfunden. Wagner hat sich streng nach Heines Darstellung gerichtet.

Das ist Heines Meeresdichtung. Sein lebenlang hat er das Schöne geliebt, das Erhabene bewundert, und da das Meer beides ist, schön und erhaben, so ist die dichterische

Darstellung des Meeres bei Heine frei von dem Spotte und der Ironie, die sonst so reichlich seine Geistesschöpfungen durchziehen. Wo sie sich dennoch einzuschleichen scheinen, da gelten sie nicht dem Meere, sondern seiner eignen trübseligen Lage, dem Elend und den dunkeln Rätseln des Lebens, aber das Meer selbst rauscht großartig, tröstend, versöhnend und erhebend seine ewigen Orgellaute dazwischen. Wir schließen mit den schönen Worten, in die Heine seine ganze Meerliebe hineingelegt hat:

„Ihr Brüder, wenn ich sterbe,
Versenkt mich in das Meer!
Hab immer das Meer so lieb gehabt,
Es hat mit sanfter Flut
So oft mein Herz gekühlet:
Wir waren einander gut!"

Koblenz. Karl Hessel.





